Papierlose Zeitung

Ausgabe 4 | 2012

www.papierlosezeitung.ch

WER IST HIER EIGENTLICH KRIMINELL?

Heiratsverbot für Sans-Papiers: Ein Bericht über eine Eheschliessung unter dem verschärften Asyl- und Ausländergesetz.

Von Hassan Aras

Wie auf Nadeln sassen wir im Januar 2010 in einem trostlosen Büro des Zivilstandsamts Zürich und reichten unsere Dokumente ein, die nötig waren für das Ehevorbereitungsverfahren. Der Beamte machte eine hässliche Fratze, als wir ihm eröffneten, dass ich über keine Aufenthaltsbewilligung für die Schweiz verfüge.

Wir waren schon vorgewarnt worden, dass das Zivilstandsamt Zürich Kuschelkurs eingeschlagen hatte mit der Hetzkampagne der SVP, der sich mittlerweile auch alle anderen bürgerlichen Parteien anschlossen. Der Beamte verletzte die Schweigepflicht, kontaktierte das Migrationsamt in Bern und schickte meine Identitätskarte in das Urkundenlabor der Kantonspolizei Zürich.

Wir konnten diese Frechheit nicht verhindern. Der Beamte schnappte meine Dokumente vor meiner Nase vom Tisch weg und gab sie nicht mehr aus der Hand, auch als meine Frau versuchte, sie ihm zu entreissen und ihn daran zu erinnern, dass ein Beamter keine Befugnis hat, Dokumente zu beschlagnahmen.

Fortsetzung auf Seite 3

UNTERDRÜCKTE IDENTITÄTEN
So funktioniert «direkte Demokratie» in der Türkei
Seite 14

ALS SANS-PAPIER AUF DEM BAU
Widerstand ist notwendig
Seite 17

DIE AUTONOME SCHULE HEUTE
Neuigkeiten aus der Schule und kritische Fragen
Seiten 19-21

ZWEI WARTENDE

Von Barack Opiumullah Flüchtlingstan

ALEX wurde als drittes von sieben Kindern im Kongo geboren. Sein ältester Bruder wurde im Bürgerkrieg getötet und der zweitälteste starb in einer Goldmine. Alex entschied sich, seine Un-Heimat zu verlassen. Es war nicht sein Wunsch geboren zu sein, und seine Mutter, die er über alles liebt, hat ihm dazu geraten, eine friedliche Heimat auf der Erde zu suchen. Sie hatte Schuldgefühle, weil sie ihn hier auf die Welt gebracht hatte. Er hat sich in Katanga nie zu Hause gefühlt, immer diese Schiessereien, Geschreie, Explosionen und Ängste.

Nach achtzehn Monaten in der Wüste, auf dem Meer und in Gefangenschaft landet Alex in der Schweiz. Er sitzt in einer Notunterkunft und wartet, manchmal schaut er Fernsehen oder geht in die Autonome Schule. Nichts reizt ihn mehr, denn er wartet schon zu lang und seine Zukunft ist ungewiss.

Eines weiss er mittlerweile: Kongo ist ein rohstoffreiches Land. Reichtum, Korruption und Kriege sind unzertrennlich im Kongo … Warum? Weiss er noch nicht.

«Glencore baut in der Demokratischen Republik Kongo Rohstoffe ab. In der Bergbauregion Katanga werden immer wieder Menschenrechte missachtet. Die schwerwiegendsten Probleme betreffen Wasserverschmutzungen und die Arbeitsbedingungen in den Minen von Glencore-Tochterfirmen, die auch negative Auswirkungen auf die Gemeinden in der Umgebung der Minen haben sowie die prekären Verhältnisse beim handwerklichen Bergbau in den ‹Mines artisanales›.»

Quelle: rechtohnegrenzen.ch

NAJIBULLAH wurde als letztes von vier Kindern geboren. Er genoss seine Kindheit unweit vom Bamiyan-Tal in Afghanistan. Die Taliban erschwerten das Leben seiner Familie, und seine Mutter durfte nicht mehr arbeiten. Trotzdem war er ein fröhlicher junger Mann, bis die USA einmarschierten. Najibullah wusste nichts von Bin Laden, al-Quaida oder New York. Er konnte nicht lesen oder schreiben. Fernseher und Strom hatten sie auch nicht.

Eines Tages wurde sein Dorf von Nato-Helikoptern und Kampfjets bombardiert, weil Aufständische einen Nato Konvoi angegriffen hatten. Es gab unzählige Tote, darunter alle seine Geschwistern und Mutter. Najibullah verliess fluchtartig sein Dorf Richtung Iran und kam über die Türkei und andere Umwege in die Schweiz.

Najibullah wohnt in einem Asylheim und wartet seit Jahren auf einen Entscheid. Für Najibullah sind «Kollateralschaden» und «Massaker» das Gleiche. Einiges weiss er mittlerweile: Es profitieren zahlreiche Firmen und Menschen vom Krieg. Kriege wird es geben, solange Menschenleben den Wirtschaftsinteressen einiger Weniger untergeordnet sind. Kriegsgründe kann man durch die Medien inszenieren, vertuschen und legitimieren lassen. Kriegsflüchtlinge als Kriminelle darzustellen und daraus politisches Kapital zu schlagen, vollendet die Skrupellosigkeit der gegenwärtigen Politik.

«Die Kosten [des Kriegs in Afghanistan] für die Vereinigten Staaten belaufen sich auf etwa 100 Milliarden US-Dollar pro Jahr. Da die Vereinigten Staaten etwa 70 Prozent aller Truppen stellen, kann vermutet werden, dass bei ihr auch nur 70 Prozent der anfallenden Kosten auflaufen. Damit würde der OEF/ISAF-Einsatz pro Jahr etwa 143 Milliarden US-Dollar kosten.»

Quelle: de.wikipedia.org

GLENCORE

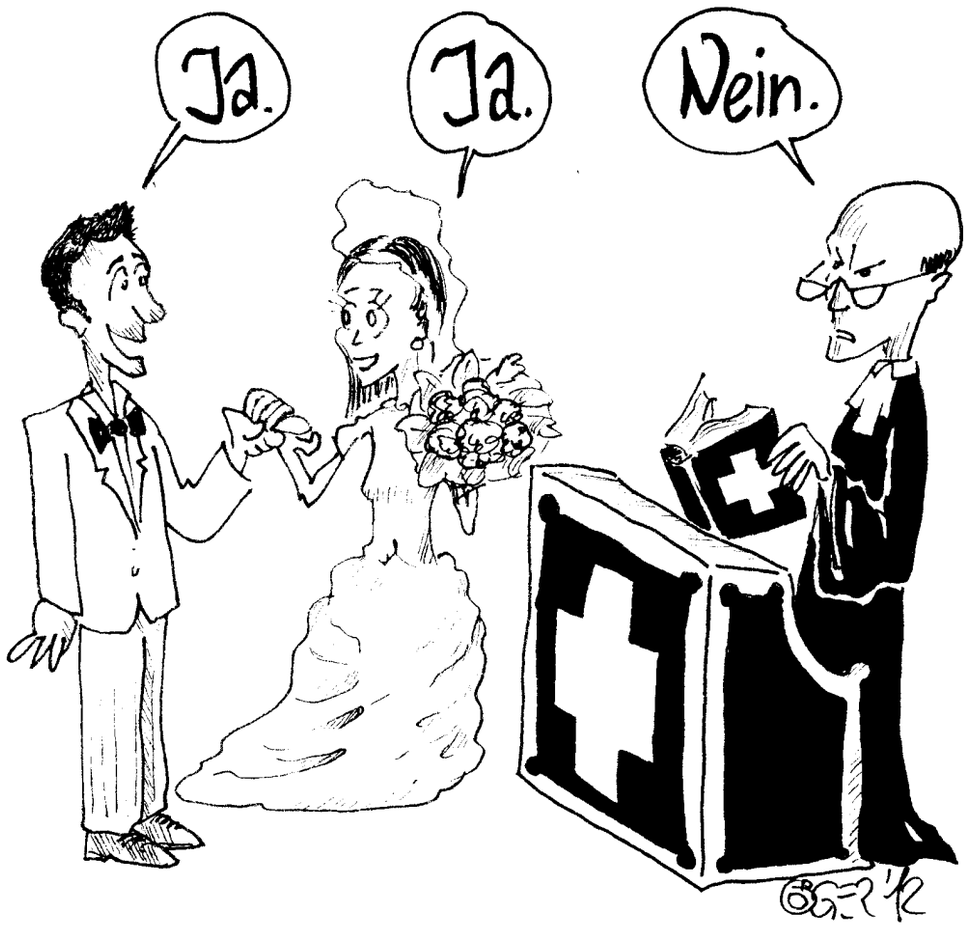
- **Hauptsitz: Baar, Kanton Zug**
- **Branche: Rohstoffe**
- **Umsatz / Ebitda (2010): 145 Mrd. US-Dollar / 6,2 Mrd US-Dollar**
- **Rechtsform: Aktiengesellschaft**
- **Mitarbeitende (2010): 57‘656**
- **CEO: Ivan Glasenberg**

EDITORIAL

Die Papierlose Zeitung ist ein Projekt der Autonomen Schule Zürich und der Bleiberecht-Bewegung. Mit der Zeitung wollen wir eine Gegenöffentlichkeit für migrantische Themen schaffen und so einen Kontrapunkt zur Berichterstattung in den bürgerlichen Medien setzen.

Die meisten Artikel wurden in kleinen Teams verfasst, zusammengesetzt aus Migrant_innen und einer Person deutscher Muttersprache. Im Sinne des brasilianischen Pädagogen Paulo Freire soll das Projekt allen Beteiligten wechselseitigen Erfahrungsaustausch ermöglichen und den Migrant_innen die sprachlichen Elemente geben, um für sich selbst zu sprechen.

Die Artikel beleuchten das Thema Migration unter unterschiedlichen Aspekten: die Situation in den Herkunftsländern, die Lebensbedingungen in der Schweiz, Kultur, Rassismus, Fluchtgründe, theoretische Aspekte, Berichte aus der Bleiberecht-Bewegung sowie Auswanderung aus der Schweiz früher und im Jahr 2030.



Fortsetzung von Seite 1

Nach einem Monat verkündete das Urkundenlabor der Kantonspolizei Zürich, dass es sich bei meiner Identitätskarte um eine Totalfälschung handle. Unser Anwalt kannte dieses Spiel. Er hatte die Erfahrung gemacht, dass sogar eine Bestätigung der Echtheit einer irakischen Identitätskarte, ausgestellt von der Irakischen Botschaft, als Totalfälschung deklariert wurde. Dies hat beinahe zum Konflikt geführt zwischen den beiden Nationen, weil die Schweiz damit dem irakischen Staat die Souveränität aberkannte.

Letzteres bereitete mir keine Sorgen. Wir waren voller Wut, weil wir wussten, dass das Vorgehen des Zivilstandsamtes eine reine Schikane war, um das Recht auf Heirat auszuhebeln. Wir fühlten uns auch zeitlich unter Druck. Die Initiative von Toni Brunner war im Parlament angenommen worden und sollte bald umgesetzt werden.

Durch das neue Gesetz sollte Menschen ohne Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz das Recht auf Heirat, das in der Bundesverfassung und in der Europäischen Menschenrechtskonvention festgelegt ist, ab Januar 2011 entzogen werden. Die Gesetzesänderung soll eine Scheinehe unterbinden. Damit unterstellt man jedem/jeder Sans-Papier eine Scheinehe.

Wir beschlossen zu kämpfen und stellten Antrag für eine «gerichtliche Feststellung der Personalien», welche eine Identitätskarte ersetzt. Zehn Tage später, nach einer Kindergeburtstagsfeier, als wir die Familie im Treppenhaus verabschiedeten, empfingen wir sogleich, ohne die Türe vorher schliessem zu können, die Bullen. Sie verhafteten mich wegen illegalen Aufenthalts in der Schweiz. Wir waren auf die Verhaftung vorbereitet, und die Freilassung konnte nach wenigen Tagen erzwungen werden, ohne dass ich in Ausschaffungshaft gewesen war.

> ***«Die Gesetzesänderung soll eine Scheinehe unterbinden. Damit unterstellt man jedem/jeder Sans-Papier eine Scheinehe.»***

Der Alltag war schwierig. Wir arbeiteten beide neben dem Heiratsstress, schliesslich mussten wir die hohen Kosten begleichen, die durch die Heirat entstanden waren. Wir versorgten zusammen ein Kind, welches von unserer unsicheren Lage nicht irritiert werden sollte. Das Gericht machte uns das Leben nicht leichter. Sie führten den Prozess der Personalienfeststellung unter einem Beweisverfahren durch, welches dafür eigentlich nicht üblich ist. Wir mussten also mit weiteren Dokumenten meine Personalien belegen. Mein Vater wurde in Kurdistan berühmt, weil er von einem Amt zum anderen tanzte um Papiere einzuholen, welche meine Personalien beweisen sollten.

Zu guter Letzt gaben sich die Schweizer Jurist_innen nach über einem Jahr geschlagen, als mein Vater ein Fax direkt ins Bezirksgericht sandte. Er verfasste ein persönliches Schreiben, legte eine Kopie seines Reisepasses und ein Familienfoto bei. Wir wähnten uns im Glück, als wir die Feststellung der Personalien in den Händen hielten und sahen uns schon in den Alpen in Rehabilitation.

Dann der Anruf des Zivilstandsamts, die festgestellten Personalien seien keiner Person zuzuordnen, da kein Foto auf dem Dokument des Gerichts sei. Da wurde es selbst unserem Anwalt zu viel, und er kreuzte gleich persönlich auf dem Amt auf, um ordentlich Radau zu machen. Nach dieser Aktion hatte sich das Problem scheinbar in Luft aufgelöst: Wir haben am 10.11.2011 geheiratet im neu renovierten Stadthaus, unter dem «reizenden» Fensterbild von Marc Chagall und Alberto Giacometti.

Sechs Wochen später wäre dies unter dem neuen Gesetz nicht mehr möglich gewesen. Doch unsere Heirat lässt uns nicht aufatmen! Wir kämpfen weiter, für eine Gesellschaft, in der kein Mensch illegal ist, für ein System ohne Rassismus, Krieg und Ausbeutung im Dienst der herrschenden Klasse, die damit ihre Profitgier befriedigt!

FLÜCHTLINGE ALS STOFF FÜR KUNSTPROJEKTE

Ein Gespräch der Antikulti Ateliergruppe

Seit Februar 2010 entwickelt in Zürich eine Gruppe – zunächst unter dem Titel «Atelier», nun als ANTIKULTI ATELIER – gemeinsam gestalterisch-politische Projekte. Bei den wöchentlichen Treffen in institutionellen und autonomen Räumen in Zürich werden neue Ideen diskutiert, Entscheidungen getroffen– und es wird gearbeitet: zum Beispiel an einem Schattenspiel, an alternativen Stadtplänen oder am Bleibeführer. Der Fokus der Projekte liegt auf dem Kampf für die Rechte aller Menschen, die hier sind.

A: Was ist das Thema dieses Gesprächs?
B: Das Thema ist «Flüchtlinge als Stoff für Kunstprojekte».
C: Was genau bedeutet das?
B: Stoff ist das Material, aus dem du etwas machst. Die Frage geht dann in die Richtung, ob wir Flüchtlinge Material sind und ein_e Künstler_in kommen kann, um aus dem Material Kunst zu machen. Ein Beispiel dafür war eine Anfrage von einem Künstler vor etwa einem Jahr, der ein Flüchtlingscamp in einer Ausstellung in Basel inszenieren wollte.[1] Ich kann mir vorstellen, dass da eine Glasscheibe gewesen wäre und dahinter eine Notunterkunft. Es wurde angefragt, ob ein paar Flüchtlinge aus Nordafrika organisiert werden könnten, die in diesem Kunststück einfach die ganze Zeit herumstehen. Die Person sagte, sie mache Kunst, und sie wolle kritisch sein. Dazu stellt sich die Frage: Sind wir Flüchtlinge Ausstellungsobjekte, die alle anschauen kommen können? Oder können wir auch selber entscheiden, mitbestimmen, reden, diskutieren und sagen was wir schlussendlich wollen oder nicht?
C: Niemand ist ein Objekt, weder in der Kunst noch sonst wo. Wir müssen selber erklären, was wir machen. Ich finde manchmal benutzen Künstler_innen Leute. Du hast von dem Camp-Projekt erzählt, und ich glaube die Flüchtlinge hatten keine Stimme, sie sollten nur schlafen oder essen. Ich finde es erst richtig, wenn man die Leute fragt: «Was ist los? Was denkt ihr?» Dialoge und Meinungen – das ist die richtige Kunst. Die trennende Glasscheibe müsste man weglassen und die Flüchtlinge direkt erklären lassen, wie sie mit Schwierigkeiten leben. Es ist eine Frage der Entscheidung für die Kunst.
D: Was wichtig ist, ist eine Perspektive zu haben und diese zu thematisieren: Was ist mein Wunsch? Wofür arbeite ich? Was ist mein Ziel in dieser Situation? So, dass auf diese problematische Situation, die ja vorhanden und real ist, ein anderer Blickwinkel, ein anderer Themenschwerpunkt gelegt werden kann, dass nicht nur immer auf die gleichen Probleme fokussiert wird. Die Leute haben Probleme, aber sie leben auch im Jetzt und Hier und sie haben Ideen und Wünsche. Irgendwie braucht es auch Punkte, wo man verarbeiten kann, was man erlebt hat. Dazu soll die Kunst doch auch dienen.
E: Künstler_innen nehmen Leute und machen ein Projekt und man weiss nicht, was das Ziel von diesen Leuten ist. Ich kann nicht in einem Projekt teilnehmen, wenn ich nicht weiss, welche Rolle ich spiele und was das Ziel von diesem Projekt ist.
B: Also entscheiden und mitbestimmen?
E: Ja!

Eine Stimme geben – wer erlaubt wem wann zu sprechen?

F: Ich frage mich dann immer, was das Besondere an der Kunst ist. So, wie wir es jetzt besprochen haben, ginge es eher in die Richtung, Leuten eine Stimme zu geben und möglichst unverstellt die Realität oder die vorhandenen Probleme aufzuzeigen. Das kann man ja auch politisch machen. Das ist ja nicht per se Kunst. Da frage ich mich dann schon, was die künstlerische Darstellung beitragen kann. Die müsste ja eigentlich mehr machen, als Personen nur eine Stimme zu geben.

I: Für mich ist die Kunst die Möglichkeit, politisch aktiv zu sein und meine Anliegen und Ansichten vor ein Publikum zu bringen. Mit der Ateliergruppe, mit Kunst und Theater, können wir durch die Aufführungen oder durch andere Veranstaltungen mit dem Publikum direkt sprechen. Das ist wichtig für mich. Mit der Ateliergruppe waren wir in Luzern und dort konnten wir beobachten, dass sehr viele Leute Interesse haben an unseren Projekten. Ich war so glücklich, weil so viele Leute interessiert waren. Auch fragen mich immer Leute, ob es noch Bleibeführer gibt. Ich glaube die Kunst funktioniert so, dass wir mit einer anderen Sprache mit anderen Menschen sprechen können. Ohne Krieg. Wir können alles sagen, was wir möchten. Politische Kunst ist die beste Kunst für mich.
B: Also das wirft die Frage auf, was wir eigentlich unter Kunst verstehen. Diese Argumentation von «eine Stimme geben» ist oft zu hören bei Menschen, die irgendein Projekt mit Flüchtlingen machen: «Wir wollen diesen Leuten, die keine Stimme in dieser Gesellschaft haben, eine Stimme geben.»
A: Das ist schon hierarchisch: Wenn man eine Stimme gibt, ist man schon da und sagt: «Ah, ich bin so grosszügig und gebe dir eine Stimme.»
B: Genau. Aber da stellt sich zuerst die Frage: Wer gibt die Stimme wem? Wann, wo und wie?
D: Und genau solche Fragen klammern wir aus, denn im Atelier versuchen wir hauptsächlich, uns die Stimme *zu nehmen*.
B: Vielleicht geht es auch darum, die Stimme auszuüben, weil wir schlussendlich alle eine eigene Stimme haben. Das Problem ist aber, dass wir manchmal nicht gehört werden. Beispielsweise bei einer Demonstration am 1. August, sagte Widmer-Schlumpf zu den Demonstrant_

innen: Ich rede nach der Veranstaltung mit drei Sprecher_innen und gebe euch fünf bis zehn Minuten.» Also, Widmer-Schlumpf sagte aus ihrer Machtposition, wann, wo, wie und wie lange zu reden sei. Wenn wir das einfach annehmen, dann akzeptieren wir das: «Du bist die, die entscheiden kann, und wir sind die, die sich anpassen.» Dabei kann ein Schweigen selbst subversiv sein. Wir müssen nicht wie Zirkuspapageien reden. Sondern wir können reden, wann wir wollen und schweigen, wenn wir nicht reden wollen.

D: Zur Problematik, wer wem und wie lange eine Stimme gibt, kommt mir ein Animationsfilm[2] in den Sinn, welchen wir vor einiger Zeit zusammen angeschaut haben. Ein junger Künstler hat sich mit dem Thema Fluchtweg auseinandergesetzt und damit sogar einen Preis gewonnen. Problematisch empfand ich bspw. die zum Lachen provozierende Darstellung der Flüchtlinge. Krieg, ein überfüllter Lastwagen, Grenzübergänge, Meerüberquerung in Nussschalenbooten – und mitten drin die Strichmännchen-Flüchtlinge, die mal erschossen werden, mal theatral vom LKW fallen oder elend ertrinken. Der Künstler produzierte genau diesen in den Medien allgegenwärtigen Proto-Flüchtling, der schlussendlich in der Schweiz strandet.

A: Am Schluss gab es allerdings eine Kehrtwendung. Es ist aber absurd, dass stereotype Geschichten immer wieder gezeigt werden müssen, als ob das die einzige Weise wäre, Kritik zu üben.

Fremd- und Selbstzuschreibung – Flüchtlingsein als einzige «soziale Position»?

A: Es geht in der Ateliergruppe auch darum, sich mit Zuschreibungen und Identitäten wie «Ihr seid alle Flüchtlinge» auseinanderzusetzen. Wir sind Leute mit ganz unterschiedlichen Aufenthaltsrechten und machen zusammen politische Arbeiten oder politische Aktionen. Vielleicht kann diese Zuschreibung darum gar nicht mehr so einfach gemacht werden.

B: Genau, der Punkt ist: Es wird immer betont, wie wichtig es ist, dass Flüchtlinge über Flüchtlinge reden. Antirassistisch ist, was wir sagen, egal ob es ein Flüchtling, eine sogenannte Schweizerin oder ein Deutscher sagt. Was wir hier versuchen, ist eine gemeinsame Stimme zu erarbeiten. Wenn Schweizer_innen z.B. sagen «das müssen die Betroffenen selbst sagen», dann ist es weiterhin so, dass es eine Gruppe von Menschen gibt, welche die Zuschreibung «ihr Flüchtlinge seid so» und «wir Schweizer_innen sind anders» machen können.

G: Ich finde schon, dass es eine Berechtigung gibt zu sagen: «Ich muss jetzt nichts dazu sagen». Wenn es sich Leute in einer Gesprächssituation einfach machen, Deutsch zu sprechen und sowieso immer die gleichen Leute reden, dann ist es manchmal gut, nichts zu sagen und sich dafür einzusetzen, dass Sprechzeiten und Sprechpositionen gleich verteilt sind.

H: Viele Leute sprechen über uns und unsere Projekte. Wir sind aber nicht nur Flüchtlinge. Ich bin gleichzeitig auch H oder er/sie ist K, nicht nur Flüchtling oder Asylbewerber_in. Aber wir erklären immer nur unsere Probleme. Ich möchte aber nicht mehr über die Probleme sprechen, ich kann auch mit anderem «Material» etwas machen. Das wäre auch möglich, aber wir denken nicht so. «Flüchtling» ist meine soziale Position. Aber ich bin nicht nur diese «soziale Position». Aber das machen wir auch selbst: uns auf diese soziale Position beschränken. Das Schattenspiel gefällt mir jetzt, weil wir etwas anderes machen. Das Thema ist auch anders.

C: Ich glaube auch in der ANTIKULTI-Gruppe machen wir nicht immer nur etwas für Flüchtlinge. Der Bleibeführer ist nicht nur für Flüchtlinge, er ist für alle Bewohner_innen in Zürich. Auch das Schattenspiel ist nicht nur über das Thema Flüchtlinge, sondern zum Thema Freiheit, weil alle Leute Freiheit brauchen. Deshalb finde ich auch, dass die Gruppe ganz offen ist, wir sind nicht immer mit der Flüchtlingsthematik beschäftigt.

E: Viele Leute haben dieses Gefühl «ich bin Flüchtling» auch selber. Er ist Europäer oder Schweizer, ich bin Flüchtling. Aber bevor ich ein Flüchtling bin, bin ich ein Mensch.

B: Genau diese Schubladisierung wollen wir nicht mehr. Weder wollen wir die guten Armen sein, noch die bösen Drogendealer_innen. Z.B. bei der Integration geht es doch darum: Integration heisst, aus allen gute Flüchtlinge zu machen: Arme Leute, die dankbar und anständig sind, die immer «Guten Morgen!» sagen und keine Probleme machen.

I: Roboter!

---

[1] *Flüchtlingslager* im Rahmen der *CHASOS-Kampagne 2011* (13.–19. Juni 2011, Halle 32, Messegelände Basel) von Andreas Heusser

[2] Animationsfilm *Bon Voyage* (2011) von Fabio Friedli

HAIKUS & UNHAIKUS ZUM THEMA «HEIMAT»

Ich vermisse die Heimat
Im Winter kochen wir
Um zusammen zu essen
Binjam

Ich schaue in den Himmel
Spreche mit meiner Gottheit
Denke «Free Tibet»
Yangyal Tsang

Meinen Kollegen hab'
Ich verlassen aber
Ich vermisse ihn

Heimat bedeutet
Für mich das Leben meiner
Familie und Freunde

Wir wollen spielen
Im schönen Wetter essen
Zusammen mit den Eltern

Ich habe gerne
Schöne Blumen, ich sehe
Immer gerne sie

Ich werde zum Kind.
Mutter kümmert sich um mich.
Viel Essen und Schlaf

Ich vermisse sie
Meine geliebte Heimat
Immer im Herz

Er mahlt das Korn, um
Kräftiges Brot zu haben.
Wir haben keine Not
Remedan

Ich vermisse sie
Meine Heimat weint, weil der
Krieg unbehindert ist
Kleinherz

Eine Wurzel ist die Heimat
Darauf steht der Lebensbaum
Überall auf der Welt
Toni

Ich spiele Fussball
Von Montag bis Freitag
Lerne ich im Tigrina-Kurs

Flüssiger Käse
An langen Gabeln klebend
Rettet den Morgen

Turmschattenbrücke
Nebel in der Ferne strahlt
Züge rollen durch

Heimat ist wo ich
Die Füsse hochlegen kann
Mit Sternen herum

RADIO EMPATHIE FM TAGESNACHRICHTEN: EINE ANALYSE ÜBER KLIMAFLÜCHTLINGE

Von Penaber Nenas

Radiomoderator (RM):
Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, heute wollen wir zum Thema Klimaflüchtlinge ein Beispiel geben. Wir sprechen mit einem Asylbewerber aus der Schweiz.

RM: Guten Tag, Herr Heim, können Sie sich kurz vorstellen?

Heim: Guten Tag, ich bin Christoph Heim und bin seit dreieinhalb Jahren in einer Naturunterkunft und warte auf meinen Asylprozessbeendigungsentscheid.

RM: Aus was für einem Grund sind Sie geflüchtet?

Heim: Ich habe in meiner Heimat gelebt und hatte eine gute Karriere. Nach der Klimaerwärmungskatastrophe bin ich hierher geflüchtet.

RM: Was für eine Katastrophe ist passiert?

Heim: Die Eisberge sind geschmolzen und danach ist der Meeresspiegel gestiegen. Ich habe als Chemieingenieur für eine grosse Pharmafirma gearbeitet. Ich habe ein Trauma von dieser Zeit, weil ich sorglos giftige Schadstoffe in die Natur gelassen habe. Aus Gründen wie diesen bestraft die Natur uns. Die ganze Schweiz ist unter Wasser, deswegen habe ich Asyl beantragt.

RM: Wie ist Ihre Chance für eine Aufenthaltsbewilligung?

Heim: Das ist die Schwierigkeit, die ich habe. Früher mussten abgewiesene Asylbewerber in einer Notunterkunft mit Migros-Gutscheinen leben. Ich muss jetzt in einer Naturunterkunft (NUK) mit Natur-Gutscheinen leben.

RM: Was heisst das genau?

Heim: Es ist wie eine Bestrafung. Man kann auch sagen: eine Selbstkritik über Naturverbrechen. Ich muss in einem Holz-NUK ohne Elektrizität usw. alles selber produzieren und Naturgutscheine (Pilze, Kräuter, ...) sammeln aus der Natur, aber nur genug zum Essen. Ich darf keine Mehrgutscheine sammeln, weil es Strafe für jeden Mehrgutschein gibt. Das sind die Kriterien für eine Bewilligung. Wenn ich acht Jahre die Kriterien beachte, dann gibt es die Aufenthaltsbewilligung.

RM: Acht Jahre? Müssen alle so lange warten?

Heim: Na ja, ich denke, es ist eine kurze Zeit, wenn ich es mit meinem vorherigen Verbrechen vergleiche. Nicht alle müssen so lange warten. Zum Beispiel ein Biobauer oder eine Person, die der Umwelt Sorge trägt, bekommt in kurzer Zeit einen Entscheid.

RM: Herr Heim, es hat mich gefreut mit Ihnen zu sprechen. Alles Gute!

Heim: Danke und auf Wiederhören!

WAS WOLLEN SIE MEHR VON UNS ALS DIE ARBEIT?!

Von Nareeman Shawkat

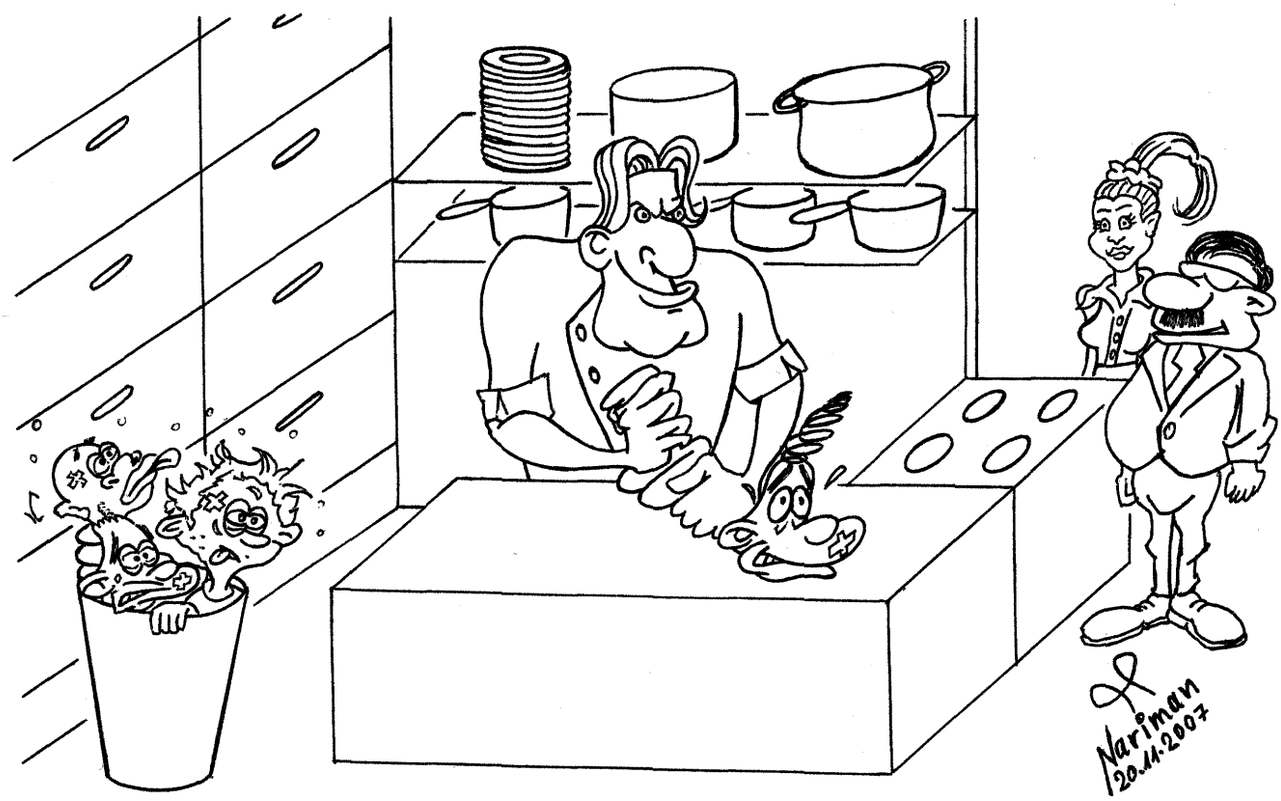
Alle arbeiten um zu leben, und leben nicht um zu arbeiten … In der Arbeit gibt es Rechte und Pflichten, aber welche sind grösser: die Rechte oder die Pflichten? Schaut der Arbeitgeber zuerst auf die Rechte oder auf die Pflichten?

Die Arbeit kann den Menschen nicht in einer engen Ecke im Leben lassen. Die Arbeit darf nicht ohne den Willen der Mitarbeiter_innen sein. Es muss der Mensch die Arbeit wählen, die er/sie liebt, dann kann er/sie mit Liebe und immer arbeiten. Dies ist ein Menschenrecht: die Arbeit, die man sich wünscht, zu wählen… Aber ist jetzt die Arbeit in den demokratischen Ländern optional oder auferlegt?

Mit der Auferlegung und Festlegung der Arbeitsbranchen für die Menschen gibt es auch eine grosse Ausbeutung der Fleissigen durch die Arbeitgeber_innen, manchmal bis zur Übertretung der Arbeitsgesetze und der Grundsätze des Rechts und der Menschlichkeit: zum Beispiel Arbeitsüberlastung und schlechte Behandlung des/der Arbeitnehmer_in bei der Arbeit. Und wenn er/sie immer schlecht behandelt wird, dann kann er/sie das nicht mehr akzeptieren und hat keine Lust mehr, dort zu arbeiten.

Einer der Gründe für die steigende Arbeitslosenrate ist die Ausbeutung und die schlechte Behandlung der Arbeitnehmer_innen bei der Arbeit durch die Arbeitgeber_innen. Niemand, weder Gerichte, noch die Regierung oder Organisationen, nehmen diesen Grund ernst. Der/die Mitarbeiter_in ist ein Mensch, und die Natur des Menschen ist gegen alle Unterdrückung, Ausbeutung und Beleidigung.

Die Wirtschaftskrise gibt in naher oder ferner Zukunft den Arbeitgebern mehr Macht in der Ausnutzung der Mitarbeiter_innen. Aber was wäre das Resultat? Was ist die Reaktion der Arbeiter_innen? Was ist die Position der Gesetze dagegen? Die Frage stellt sich jetzt: Ist die Arbeit nur ein Mittel, um reich zu werden, oder eine moralische Lebensphilosophie?



UTOPIE VS. REALITÄT – WG BABYLON
Eine Theaterwohngemeinschaft

Zum Projekt *WG Babylon I + II*

Acht Theaterpädagogikstudent_innen, drei Dramaturgiestudent_innen und zehn Schüler_innen der Autonomen Schule Zürich begaben sich letzten Herbst zusammen auf eine mehrteilige Suche nach unterschiedlichen Lebensrealitäten und Formen des Zusammenlebens. Das Ergebnis, *WG Babylon I*, wurde nach sieben Wochen auf einer speziellen Bühne gezeigt: einem Turm aus Holz, gebaut von Architekturstudent_innen der ETH Zürich, unter freiem Himmel auf dem Hönggerberg. Auf Einladung des Theaterhauses Gessnerallee hat die Gruppe entschlossen, *WG Babylon I* zu überarbeiten. Während der zweiten fünfwöchigen Probephase stellte sich heraus, dass der Turm mangels Baubewilligung nicht an der Gessnerallee aufgestellt werden konnte. Also zog die WG um, in die unbeheizte Werkstatt des Theaters, wo sie der Realität einen Schritt näher kam: Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche wurden eingerichtet, wo der Turm hätte stehen sollen war nun die Realität – *WG Babylon II*.

Von Katarina Tereh

Biographien

Ich bin Deborah Imhof, bin 22 Jahre alt und ich studiere an der Zürcher Hochschule der Künste in der Vertiefung Theaterpädagogik. Meine Schulzeit habe ich in der Steinerschule verbracht. Als ich 13 Jahre alt war, habe ich das erste Mal Alkohol getrunken, ich fühlte mich wie eine Rebellin. Mit meinem Schulabschluss kann ich alles machen, was ich will. Mir steht die Welt offen, auf meinem Sparkonto sind 8'000 Franken.

Mein Name ist Nistiman Amed, ich bin 33 Jahre alt. Ich bin Kurde. Als ich 16 Jahre alt war, habe ich angefangen mich politisch zu engagieren. Mit den olivegrünen Jacken wollten wir eine Revolution machen. Ich war in der Türkei für sechs Monate in Untersuchungshaft, weil ich einen Sack berührt habe, in dem verbotene Fahnen der kurdischen Arbeiterpartei PKK waren. Dafür hätte ich sechs Jahre Gefängnis bekommen sollen. Darum flüchtete ich in die Schweiz.

INTERVIEW 1

Nistiman: ***Wie hat sich deine Sicht auf die Autonome Schule Zürich (ASZ) währen der WG Babylon-Projekte verändert?***

Deborah: Ich habe die Autonome Schule ehrlich gesagt vorher gar nicht gekannt. Als uns unsere Dozentin eröffnete, dass wir mit der ASZ arbeiten werden, war mein erster Gedanke: «Super, das interessiert mich!» Mein zweiter Gedanke war: «Ui, das wird nicht so einfach werden, ich habe grossen Respekt vor dieser Arbeit.» Da ich aber von Bern Institutionen wie die Reitschule, das Denkmal und das La Biu in Biel ein bisschen bis sehr gut kenne, war mir die Autonome Schule von Anfang an nicht fremd. Ich finde die Autonome Schule macht eine geniale Arbeit und durch die Projekte wurde sie mir auch sehr nahe gebracht.

Nistiman: ***Normalerweise steigen Mitspieler_innen aus Theaterprojekten aus, weil sie persönliche Probleme haben, z.B. Krankheit, zu viel Stress oder weil es ihnen nicht gefällt. Bei Nelson und Abdullah war es ein ganz anderer Grund, sie mussten ins Gefängnis. Wie bist du mit dieser Situation umgegangen?***

Deborah: Ja, das war sehr schwierig. In beiden Projekten kam in der Endphase plötzlich jemand nicht mehr zur Probe, wir wussten nicht was los war und erreichten sie nicht auf dem Handy. Wir waren eigentlich durchs ganze Projekt damit konfrontiert, dass dies passieren kann. Wir beschäftigten uns ja mit genau solchen Schicksalen. Und doch ist es ein riesen Schock, wenn dir plötzlich bewusst wird: jetzt ist einer der Schauspieler im Gefängnis. Bei *WG Babylon I* ist Abdullah am Tag der letzten Aufführung wieder aufgetaucht, Nelson sitzt nun im Ausschaffungsgefängnis. Wir haben einerseits versucht diese Geschichten im Theaterstück zu thematisieren. Andererseits versuchen wir uns um die Menschen zu kümmern. Doch da kommt man so schnell an Grenzen, weil das Recht und die Gesetze kompliziert zu lesen sind, und wir in unserer Funktion rechtlich nichts machen können. Ich bin der Meinung, dass eigentlich jeder dieser Menschen eine professionelle Unterstützung bräuchte – eine Person, die kostenlos hilft, durch den Dschungel von Administration und Papierkram zu gelangen.

Nistiman: ***Wie hat sich die Theaterarbeit mit Sans-Papiers und Asylsuchenden über die Zeit verändert?***

Deborah: Zu Beginn war ich oft verunsichert. Wir mussten die Menschen kennenlernen, mit ihnen Zeit verbringen, und sie mussten Vertrauen zu uns finden und dazu, dass das, was wir machen, zu irgendwas taugt. In *WG Babylon I* geschah ganz viel Kennenlernarbeit. Wir Student_innen suchten nach Wegen der Zusammenarbeit. Die ASZler_innen testeten uns, fragten und waren oft unserer Arbeitsweise gegenüber skeptisch. Das Resultat, das wir auf dem Turm zeigen konnten, führte zu einer Gemeinsamkeit. Jetzt hatten wir alle zusammen etwas erreicht, was in anderen Menschen etwas auslöste. Ich glaube, wir brauchten alle diese Bestätigung, um ohne lange zu zögern in *WG Babylon II* einzusteigen und das Projekt in fünf Wochen in einem vollkommen anderen Raum neu umzusetzen. Für mein Empfinden haben wir in unserem Theaterstück für unser Publikum nicht etwas «gespielt», sondern wir haben unsere Geschichten, Ansichten und Übersetzungen von Träumen in eine theatrale Form gebracht.

Nistiman: ***Und wie hat sich dein Blick – der einer Schweizer Theaterpädagogik-Studentin – auf die Asylproblematik durch die Projekte und die Zeit mit den ASZler_innen verändert?***

Deborah: Ich hatte mich vor den Projekten auch schon mit diesen Themen auseinandergesetzt. Aber, wie ich merke, nur sehr oberflächlich. Natürlich habe ich jetzt so einiges erfahren, wie das Asylsystem als Ganzes funktioniert. Und trotzdem habe ich gleichzeitig das Gefühl, je mehr ich davon höre, desto weniger versteh' ich es. Nelson, unser Schauspieler, der im Ausschaffungsgefängnis sitzt, sagte zu uns: «The law was made by humans, I cannot understand why humans then don't understand it!» Weiter habe ich für mich gemerkt, dass die Lösungen ganz unten anfangen. «Jeder Mensch braucht eine Basis, damit er/sie die Realität anpacken kann.» Eine Aussage, die wir mit unserem Stück *WG Babylon II* machen wollten. Ein Aufruf dazu, dass jede_r Einzelne etwas dafür tun kann, dass das Leben der Asylsuchenden und Sans-Papiers besser wird. Und seien es nur kleine Dinge, wie: an einer Party mit jemandem ein Bier trinken und einen Abend verbringen oder für jemanden einen SIM-Karten-Vertrag abschliessen. Ich alleine kann das Gesetz nicht ändern, aber wenn wir uns kennenlernen, können wir vielleicht gemeinsam etwas tun.

Aus der Aufführung von *WG Babylon II* im Theaterhaus Gessnerallee, Zürich, am 22. und 23. März 2012
Foto: Gäel Le Ny

INTERVIEW 2

Deborah: Was für Vorstellungen hattest Du vom Theater, bevor wir zusammengearbeitet haben?

Nistiman: Es hat in meinem Leben zwei Abschnitte gegeben, was Theater und Kunst betrifft. Einen in meinem Herkunftsland und dann einen hier, im Exil. Früher in meiner Heimatstadt Amed gab es zwei verschiedene Theater: Das Staatstheater, das klassische Theaterstücke für die Elite inszenierte, und das alternative Stadttheater, das sich engagierte im Kampf für die nicht anerkannten Sprachen und Kulturen von Minoritäten. Das Theater in der Schweiz hat mich an das Staatstheater in Amed erinnert, das mich nicht berührt hat, weil es nicht politisch motiviert war. Und hier habe ich wegen des Kulturschocks am Anfang auch wenig Interesse am Theater gehabt. Denn ich fühle mich ausserhalb der Gesellschaft stehend, und ich denke auch, dass das Theater hier vor allem etwas für eine gesellschaftliche Elite ist.

In der Türkei ist meine Muttersprache Kurdisch verboten. Ich habe daher erst mit 28 Jahren im Stadttheater eine Theateraufführung von *Prometheus* auf Kurdisch gesehen. Den Prometheus-Mythos habe ich da als revolutionäres Thema verstanden. Das war ein grosser Unterschied zum Staatstheater, wo Kultur nur aus der Perspektive der türkischen Regierung gezeigt wurde.

Deborah: Was sind für dich die prägendsten Erfahrungen aus WG Babylon I + II und unserer gemeinsamen Performance Living in a Limited Place?

Nistiman: Vor *WG Babylon* hatte ich noch keine Erfahrungen mit Theaterprojekten. Ich fühle mich mehr als Aktivist, als als Schauspieler. Ich habe vor allem gelernt, gegen Verletzungen von Menschlichkeit, wie Rassismus, vorzugehen. Ich versuche den Leuten klar zu machen, dass ich nicht einfach nur «ein Immigrant» bin, über den in Zeitungen und Plakatkampagnen so viel Schlechtes zu lesen ist. Widerstand gegen Rassismus gab mir auch die Kraft, um am Projekt *WG Babylon* teilzunehmen. Ich lernte da dann weiter, meine Schmerzen nicht in mir zu verschliessen, sondern sie mit anderen Menschen zu teilen. Unsere Szenen gingen von meinem Tagebuch aus. Meine persönlichen Erfahrungen konnten durch das Theater vielleicht ein paar Fragen in den Köpfen der Zuschauer_innen auslösen und stereotype Erklärungen von Fluchtgründen abbauen. In *Living in a Limited Place* haben wir unter anderem meine Gefängniserfahrungen zum Alltagsrassismus in der Schweiz in Beziehung gesetzt. Dadurch konnte ich meine Erfahrung, mich hier in einem «offenen Gefängnis» zu fühlen, ansprechen.

Deborah: Wie hat sich deine Sichtweise vom Theater, von den Schweizer_innen und von deiner eigenen Situation geändert?

Nistiman: Mein Interesse am Theater ist, wie ich am Beispiel *Prometheus* beschrieben habe, vor allem ein Interesse an einer Kunst, die eine politische Grundlage hat. Mitten in den Konflikten, in denen ich Theater kennengelernt habe, war es ja sowieso immer ein Luxus, sich mit Kunst zu befassen. Im Krieg fürchten die Menschen um ihr Leben. Und wenn dann überhaupt Theateraufführungen zu sehen sind, dann meistens Tragödien, die mit kriegerischen Umständen zu tun haben. Hier dagegen spielt Theater, denke ich, eine andere Rolle. Theater ist in erster Linie Kunst und beschäftigt sich weniger direkt mit sozialen Auseinandersetzungen. Und selbst wenn Theater auf gesellschaftliche Konflikte eingeht, dann bleiben mir diese Konflikte fremd, weil ich ein Fremder bin hier und einen ganz anderen Kunstgeschmack habe, der eben durch die Theaterkultur in meinem Herkunftsland geprägt ist. Das alles bedeutet, es gibt für mich viele Vorurteile zu überwinden, wenn ich hier eine Theateraufführung anschaue.

Während der Projektarbeit konnte ich solche Vorurteile überwinden. Oft konnte ich aber auch meine Meinung nicht genau genug in Worte fassen, wegen der verschiedenen Sprachen und Kulturen. Ich machte mir oft Sorgen, dass ich nicht ausdrücken kann, was ich mit dem Theaterprojekt wirklich möchte. Mit *WG Babylon* entstand aber auch einen WG-Atmosphäre, wenn wir uns als Projekt-Freund_innen getroffen haben. Das half mir sehr, nicht im Ghetto meiner Nationalität zu bleiben und nicht nur Leuten in einer ähnlichen Asyl-Situation näher zu kommen, sondern eben auch Schweizer_innen – eine gute Form, verschiedene Leute mit unterschiedlichen Lebensrealitäten kennen zu lernen.

Deborah: Was waren deine Ängste oder Schwierigkeiten beim Theaterprojekt?

Nistiman: Zuerst hatte ich ein Vorurteil: Ich bin Asylbewerber, und Künstler_innen können ein Interesse daran haben, mich deswegen «als Objekt» in ihre Projekte einzubeziehen. Denn sobald sie ihre Fantasien erschöpft haben, suchen sie andere Themen und benutzen uns gerne als interessantes Kunstobjekt. Dabei verfolgen sie nur ihre eigenen künstlerischen Perspektiven und vergessen uns nach der Aufführung. Das andere Bedenken, mich hier als Teilnehmer in Theaterprojekten zu sehen, war wegen der unterschiedlichen Interessen und Lebensgrundlagen der Beteiligten. Aber von solchen Bedenken bin ich im Verlauf der acht Monate in unseren Theaterprojekten mehr und mehr abgekommen.

RASSISMUS – KRITIK UND SELBSTKRITIK

Von Tîgrana Farqîn

Es ist paradox: Aber ich bin dankbar für den Rassismus in der Schweiz. Denn er hat mir erklärt, was für eine Verletzung Rassismus ist.

Es war in der Nacht vor Silvester. Ich war mit einem Freund auf dem Weg zum Limmatplatz. Nach der Langstrasse-Unterführung versperrten uns drei Männer den Weg und fragten uns nach einer Zigarette. Wir sagten, dass wir keine hätten. Sie versuchten uns zu beklauen. Wir versuchten wegzulaufen, doch sie liessen uns nicht. Schliesslich schlugen sie uns. Durch die Fusstritte wurde ich bewusstlos und erwacht erst auf der Notfallstation wieder.

Unschuldig in U-Haft

Ich war nur kurz auf der Station und blutete noch, als ich mich auf den Weg zur Polizeistation an der Zeughausstrasse machte, um Anzeige zu erstatten. Die ganze Prozedur dort dauerte zwei Stunden, der Polizist stellte Fragen, schrieb viel, ich musste Formulare ausfüllen und immer wieder warten. Der Umgangston war neutral. Ich war sehr gestresst, musste alle zehn Minuten eine Zigarette rauchen gehen. Der Polizist sagte mir, ich dürfe nicht weggehen. Ich sagte, ich sei ja freiwillig gekommen, da würde ich sicher nicht weglaufen. Am Ende teilte er mir mit, dass ich ebenfalls in Untersuchungshaft genommen würde.

Ich erschrak und antwortete, dass dies unmöglich sei, dass ich deswegen in Therapie ginge. Er sagte, er befolge nur das Gesetz, rief aber eine Ärztin, die nach 20 Minuten dort war. Es war eine SOS-Ärztin, sie stellte mir Fragen zur Posttraumatischen Belastungsstörung (PTSD). Ein Polizist war während des Gesprächs dabei, trotz der ärztlichen Schweigepflicht. Im Gefängnis in der Türkei kamen auch immer Soldaten mit ins Arztzimmer. Es war eine sehr sensible Situation. Ich fühlte, dass die Polizei mich als Simulant hinstellte. Die Ärztin bemühte sich nicht, mich zu verstehen, und sagte mir schliesslich, dass die Gefängnisse in der Schweiz anders seien als in der Türkei.

Selbstmordgedanken wegen Traumatisierung

Es kam mir alles wie ein Spiel vor, ein abgekartetes Theater, ich war wie blockiert. Ich hatte nicht einmal die Kraft zum Erklären. Ich fühlte mich allein, heimatlos, ohnmächtig, ausgeliefert. Nie wurde mir Recht zuteil, nicht in der Türkei, nicht in der Schweiz. Das Aussehen reicht, um anders zu sein. Sie fragte mich noch nach Medikamenten, ich gab Remeron an. Da sie das nicht dabei hatte, verschrieb sie mir etwas, an dessen Namen ich mich nicht erinnern kann. Ich sei ja höchstens einen halben Tag im Knast. Dann ging sie. Ich hatte Mühe mit Atmen, mein Herz raste, ich zitterte. Ich wollte die Medikamente nicht nehmen, ich hatte kein Vertrauen in sie. Daraufhin wurde ich in eine kleine Zelle geführt, wo ich alle Kleider ablegen musste. Ein Polizist mit Handschuhen untersuchte alle Körperöffnungen, wie in der Türkei. Dadurch wurde der PTSD-Film stärker.

> ***«Ich empfand sehr stark, dass ich Ausländer bin, und dass es nirgends auf der Welt einen Platz für mich gibt.»***

Dann wurde ich von der Polizei wie ein Krimineller in Handschellen von der Zeughausstrasse durch einen unterirdischen Tunnel in die Kaserne gebracht. Es herrschte die gleiche Atmosphäre wie in Kurdistan auf dem Weg zum Gericht. Man bekam auf Fragen nur blöde oder gelogene Antworten. Ich wurde in die Zelle gebracht, wo ich zunächst drei Stunden allein war. Ich hatte sofort Selbstmordgedanken und fragte mich, was wohl als nächstes mit mir geschehen würde. Ich hatte keine Kraft, keine Geduld. Ich klopfte nach dem Wärter und sagte, ich müsse mit der Ärztin sprechen. Er sagte: «Warte ein bis zwei Tage. Hier hat jeder ein Problem, die Ärzte können nicht jeden sehen.» Ich sagte, es gehe um Lebensgefahr, da ging er einfach weg, ohne mir zu antworten. Das war ein sehr schlimmer Moment für mich.

In der Nacht war das Neujahrsfeuerwerk, ich konnte aber auch sonst die ganze Nacht nicht schlafen. Am nächsten Tag fragte ich nach dem Pflichtverteidiger, doch man antwortete mir, ich sei nur kurz hier und bräuchte keinen Pflichtverteidiger. Alle würden einen Anwalt wollen.

Auch Sonntag Nacht schlief ich schlecht. Es war ein Gefühl wie in Kurdistan: Jederzeit kann jemand hereinkommen mit einem Stock oder mit Gas. Ich war in ständiger Alarmbereitschaft. Ich hatte auch keinen Appetit, und es gab nur vier Zigaretten pro 24 Stunden. Am Montagmorgen kam ich in grossen Stress. Anstatt zwei Stunden, wie angekündigt, war ich nun zwei Tage im Gefängnis gewesen. Wie würde es weitergehen? Ich hatte Angst.

Dokumente gibt es nur bei schweizerdeutscher Nachfrage

Nach dem Mittagessen wurde ich endlich freigelassen, zur gleichen Zeit wie der Mann, der mich verprügelt hatte. Innerlich empfand ich einen Sturm, aber ich konnte mich nicht ausdrücken. Ich empfand sehr stark, dass ich Ausländer bin, und dass es nirgends auf der Welt einen Platz für mich gibt. Ich wollte möglichst schnell weg. Im Auto stellte ich fest, dass die Berichte des Universitätsspitals fehlten, hatte aber Angst, nach Zürich zurückzukommen. Am nächsten Tag habe ich nach dem Couvert des Spitals gefragt und die Situation erklärt. Die Polizistin meinte, sie könne es nicht herausgeben, ich solle den Hausarzt fragen. Am Mittwochmorgen kam eine Schweizer Kollegin mit mir mit. Sie fragte am Schalter auf Schweizerdeutsch und hatte das Problem nach drei Minuten gelöst.

Dieses Ereignis löste bei mir eine Reise in die Erinnerung aus, ein Flashback. Als ich als politischer Aktivist in Amed (Diyarbakir) lebte, arbeitete ich vor allem als Dolmetscher für europäische Menschenrechtsdelegationen. Ich bekam einen Anruf. Es war ein dänischer Freund. Er fragte mich, ob ich Zeit hätte. Ich sagte ihm ja. Dann trafen wir uns. Er war dort für ein Projekt des Roma-Rechtezentrums der Europäischen Union und der Helsinki Citizens' Assembly. Sie wollten zusammen mit Roma einen Verein gründen, um deren Rechte, Kultur und Sprache zu stärken. Das Projekt gefiel mir sehr.

Vorurteile gegen Roma

Wir gingen in einen Slum, wo vor allem Roma leben. Wir wussten nicht, wie wir den ersten Kontakt herstellen sollten. Gleichzeitig bemerkten wir einen alten Mann, der eine verbotene kurdische Zeitung «Azadîya Welat» las. Ich dachte, er ist die richtige Person für uns. Aber ich wusste nicht, wie ich ihn fragen sollte. Es gab so viele Vorurteile in meinem Kopf, die die offizielle Perspektive mir gegeben oder die ich auf der Strasse gehört hatte: Die Roma sind Schmuggler, Diebe und gefährliche Leute. Die Lösung war: Ich fragte, ob es hier Musiker gebe. Der alte Mann schickte ein Kind zu einem Musiker. Wir warteten vor einem Slum-Kiosk. Diese Zeit schien mir viel länger als normal, wie ein ritueller Moment. Viele Fragen waren in meinem Kopf: Wer sind diese Leute? Was soll ich mit den Delegationsteilnehmern machen? Mit mir waren auch der Mazedonier Hidaver und der Norweger Gunnar, beide Roma und beide Wissenschaftler. Es ist nicht so einfach, dachte ich. Ich wachte aus meinem Gedanken mit einer Frage von Gunnar auf: Wie ist die Beziehung zwischen Roma und Kurden im Slum? Der alte Mann antwortete: Wie kann es eine Beziehung zwischen Leuten zweiter und dritter Klasse geben? Als Kurden sind wir zweite Klasse nach den Türken, und die Roma sind dritte Klasse nach den Kurden. Wir Kurden sind in einer sehr schlimmen Situation wegen des Kriegs und der Vertreibungen, aber die Situation der Roma ist noch schlimmer. Sie haben nicht Rechte wie normale Bürger_innen. Diese Analyse überraschte mich sehr und gab mir Ideen, wie ich eine Projektarbeit anfangen könnte.

Roma sind Bürger_innen dritter Klasse in der Türkei

Dann kam das Kind mit einem Mann. Er lud uns in sein Haus ein. Wie in einem kollektiven Haus teilen drei Familien das gleiche Zimmer, eine Ecke für das Bad, für die Küche, für die Matratzen. In einem 4-Zimmer-Gebäude wohnen zwölf Familien mit Kindern, total etwa 60 Leute . Hidawer hörte ein paar Wörter zwischen dem Vater und dem Kind. Ich konnte es nicht verstehen. Es ist eine Fremdsprache für mich. Und Hidawer fragte: «Welche Sprache sprecht ihr jetzt?» Der Mann sagte: «Die Sprach heisst Domani und wir sind Dom.» Ich realisierte, dass ich nicht wusste, wie diese Leute heissen. Mirtib, Karacschi, Asik oder Cingene sind alles diskriminierende Wörter, die ich draussen gelernt hatte. Dann fragte er: «Was heisst ‹Wasser› auf Domani?» Der Mann sagte: « … » Dann sagte Hidawer «Die Türe» im mazedonischen Roma-Dialekt und der Mann verstand die Sprache. Die Dialekte sind fast gleich in Kurdistan und Mazedonien. Für Hidawer war das eine Überraschung, für mich eine doppelte: Das waren Leute, mit denen ich lebte, und ich hatte keine Ahnung über den Namen für diese Leute und ihre Sprache. Dom ist ein allgemeiner Name für sie, und Domani ist ihre Sprache.

Eine intensive Lehrzeit im Roma-Projekt

Es war so intensiv und eine starke Lehrzeit mit dem Projekt. Ich lernte auch Muhsin und Mehmet Abi in dieser Zeit kennen. Es waren wunderschöne acht Monate mit viel Dom-Musik. Es war eine Traditions- und Lebensuniversität für mich. Am Ende schämte ich mich wegen der Zeit vor dem Projekt. Aber ich versuchte meine Selbstkritik mit praktischer Arbeit im Vereinsgründungsprozess zu geben. Und der Dom-Verein war ein regelmässiger Ort für mich, wenn ich in der Stadt war. Am Ende gab es in der Stadt ein grosses Fest, zum ersten Mal auch mit 30 Dom-Leuten. Sie waren mit ihren Instrumenten ganz vorne im Umzug und führten Tänze und Musik auf, hinter dem Transparent «Dom-Kultur-Verein Diyarbakir». So lernten viele Leute das Wort «Dom» kennen und fragten sich, wer diese Leute sind.

«Es gab so viele Vorurteile in meinem Kopf, die die offizielle Perspektive mir gegeben oder die ich auf der Strasse gehört hatte.»

Es ist nicht zu spät, sich zu schämen

Das war eine Erinnerung wie eine tiefe Verletzung. Als ich mich an diese Erlebnisse in Kurdistan erinnerte, schämte ich mich wegen meiner Vorurteile gegen die Dom-Leute. Denn in diesem Moment auf der Polizei in Zürich fühlte ich mich wie die Roma Mehmet Abi und Muhsin, die wegen ihrer Roma-Identität oft diskriminiert wurden. Bevor ich Dom-Leute getrofffen hatte, diskriminierte ich sie auch. Ich schäme mich Muhsin, Mehmet Abi und den Dom-Leuten gegenüber wegen meiner vorherigen Gedanken. Ich kann es ihnen nicht direkt sagen, weil ich nicht in mein Heimatland gehen darf, aber die Projektarbeit macht meinen Schmerz leichter, wie ein Versuch zur Selbstkritik in der Praxis. Es ist nicht zu spät, diese Scham zu fühlen. Morgen kann es aber schon zu spät sein. Heute in der Schweiz gegen die rassistische Politik zu sein, ist nicht zu spät.

WER LERNT IN DER ASZ?

Die Texte auf dieser Seite sind im Frühling 2010 und 2012 in den Deutschkursen der ASZ entstanden. Unter Verwendung ihres richtigen oder eines erfundenen Namens erzählen die Kursteilnehmer_innen über ihre eigene Situation, über die von Bekannten oder beschreiben eine typische Migrationsgeschichte.

Ihr Name ist Sali. Sie kommt aus Europa. Sie ist
Schweiz gekommen. Es gefällt ihr, dass sie viele
Leben hier hat. Jetzt hat sie eine Arbeit, deshalb
Aber sie hat die Idee, dass sie an freien Tagen in
möchte. Das ist besser für ihre Arbeit.

Zulu ist 41 Jahre alt und kommt aus Nigeria. Es gibt viel Öl in seinem Land. Wegen der Korruption in der Regierung gibt es Rebellen und einen Aufstand. Verschiedene Milizen führen Krieg.

Sein Vater war Kommandant bei einer Miliz, deshalb sucht die Regierung ihn. Er ist in die Schweiz gekommen und hat ein Asylgesuch gestellt. Er wartet auf die Antwort aus Bern, während er im Durchgangszentrum lebt.

Er fühlt sich sehr gut, weil es in der Schweiz keinen Krieg gibt. Die Schönheit und die Ruhe der Natur gefallen ihm sehr. Aber er weiss nicht, wo seine Geschwister sind, und er vermisst sie und auch sein Heimatland.

Yassin kommt aus Algerien. Dort gibt es viel Arbeitslosigkeit, deshalb ist er in die Schweiz ausgewandert. Er hat ein Asylgesuch gestellt und hat negativ bekommen und hat Angst, dass er abgeschoben wird.

Yohannes kommt aus Eritrea. Er ist vor einem Jahr in die Schweiz gekommen. Er hat ein politisches Problem in seinem Heimatland. Seine Familie wohnt in Eritrea. Er ist allein in einem Asylheim. Er hat eine F-Bewilligung, das heisst: Er kann seine Familie nicht in die Schweiz bringen.

Er heisst _____. Er kommt aus Eritrea. Er ist 26 Jahre alt. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder, ein Mädchen und einen Buben. Er war Soldat in seinem Land. Aber er wollte nicht für das Militär arbeiten, weil er Protestant ist. In Eritrea leben ist sehr schwierig für Junge, weil alle Jungen für das Militär arbeiten müssen. Und es gibt keine Demokratie mit Religionen in Eritrea. Nur drei Religionen sind akzeptiert: die muslimische, die orthodoxe und die katholische. Jetzt ist er in der Schweiz. In der Schweiz gefällt es ihm nicht. Er ist lange Jahre ohne Arbeit und Antwort in der Schweiz. Sie antworten sehr langsam. Er ist nicht glücklich in der Schweiz. Aber er hat keine Chance. Er muss hier bleiben.

vor zwei Jahren in die
gute Freunde in ihrem
hat sie kein Problem.
der Schule Deutsch lernen

Mona kommt aus dem Iran. Sie ist vor einem Jahr in die Schweiz gekommen. Sie ist mit ihrem Bruder gekommen. Sie ist verlobt. Ihr Verlobter kommt aus Afghanistan. Sie hat eine N-Bewilligung. Sie ist in die Schweiz gekommen, weil sie ein politisches Problem hat. Im Iran sind die Frauen nicht so wichtig. Sie können nicht ledig sein und ein Kind haben.

Die Schweiz gefällt ihr, weil sie Freiheit und keine Angst hat. Es gefällt ihr nicht, dass sie nicht studieren kann und sie keine Arbeit und kein privates Haus hat. Sie muss mit anderen Personen von anderen Ländern leben. Sie vermisst ihr Land sehr.

Jude kommt aus Algerien*. Er ist vor sechs Monaten in die Schweiz gekommen, weil es Krieg in seinem Land hat. Deshalb hat er Asyl beantragt. Jetzt wohnt er in Winterthur in einem Asylheim. Er wartet jetzt auf Antwort aus Bern. Im Moment hat er Bewilligung N. Deshalb hat er keine Arbeit.

Er ist 38 Jahre alt, verheiratet und hat drei Kinder. Aber seine Familie ist noch in Algerien. Deshalb fühlt er sich nicht so gut, weil er sich um seine Familie sorgt. Den ganzen Tag sitzt er im Zimmer: nur schlafen und essen, keine Arbeit und das bedeutet: keine Hilfe für seine Familie. Im Moment hat er eine Hilfe bekommen von seinem Chef. Er putzt die Toilette im Asylheim und hat Ende Monat 200 Franken bekommen als Lohn. Mit diesem Geld kann er seiner Familie helfen.

* «Algerien» steht hier für irgendein Land Afrikas.

Ahmed kommt aus Ägypten, und eigentlich ist Ägypten ein reiches Land. Aber Ahmed hat sein Recht in seinem Heimatland nicht gefunden und musste (nicht wollte) wegen der Finanzkrise und der Armut in ein anderes Land ziehen, um auf den Beinen zu stehen, um zu arbeiten.

Media kommt aus Kurdistan. Er hat politische Probleme mit der Regierung und keine Sicherheit. Er ist ein Kurde von Westkurdistan. Die kurdischen Leute sind die grösste Nationalität in der Welt (mehr als 40 Millionen Menschen) ohne Heimatland. Die grossen kapitalistischen Länder haben eine Aufteilung gemacht, mit einem Vertrag zwischen Iran, Irak, Türkei und Syrien. Die kurdische Sprache ist im Iran, in der Türkei und in Syrien in der Schule verboten, und die Kurden sind zweite und dritte Klasse in diesen Ländern. Media wünscht sich, dass kurdische Leute wie die anderen Menschen gleiche Rechte zum Leben haben. Die Länder, wo Kurdistan ist, sind diktatorisch und militarisiert. Er wünscht sich, dass diese Länder demokratisch sind.

Er heisst Yussef, er ist in der Schweiz seit zweieinhalb Jahren. Er ist gekommen, weil er ein humanitäres Problem hat. Er hat keine Bewilligung. Aber er ist nicht traurig, weil er glaubt, immer eine Chance zu bekommen, und er kämpfen muss für ein besseres und richtiges Leben. Er denkt immer positiv und ist glücklich.

EINE SPRACHE WIE FUSSSTAPFEN IM SCHNEE

Von Onur Karakoyun
und Penaber Nenas

Wenn hier über die kurdische Sprache berichtet wird, dann geht es um mehr als die Sprache. Wenn eine Sprache verboten, eingeschränkt und abgewertet wird, wie das seitens der türkischen Regierung in Kurdistan geschieht, dann ist das politisches Kalkül und gewollte Unterdrückung der kurdischen Kultur, Freiheit und Identität.

Ein Sprachinstitut der türkischen Regierung publizierte in den 1930er Jahren eine Theorie über die Sprachen in der Türkei mit dem Titel «Sonnensprachtheorie». Es ging vor allem darum, die von den Minderheiten gesprochenen Sprachen, zu denen das Kurdische gehört, als primitive Sprachen zu entwerten und der hochstehenden Sprache Türkisch unterzuordnen. Die Mentalität hat nicht gross geändert und noch heute wird die kurdische Sprache in der Türkei sogar eine degenerierte Form des Persischen genannt. Eine weit verbreitete etymologische Deutung des Begriffes «Kurde» (Kürt) ist auch die Annahme, der Name sei lautmalerischen Ursprungs, ein Laut nämlich, der entstehe, wenn die Menschen in den Bergen im Schnee Fussstapfen hinterlassen würden, «kart kurd», töne es dann und so sei die kurdische Sprache entstanden.

In Wahrheit ist Kurdisch eine Sprache mit einer langen Literaturtradition. Es gibt ein berühmtes Epos aus dem 17. Jahrhundert über das Liebespaar *Mem û zîn*, eine Legende, die der von *Romeo und Julia* ähnlich ist und von Generation zu Generation mündlich weitergegeben wurde. Für die Kurd_innen symbolisiert *Mem* das kurdische Volk und *Zîn* das kurdische Land, die voneinander getrennt bleiben und nicht vereint werden können. Das Besitzen und Lesen des Buchs war lange Zeit sogar in der türkischen Ausgabe verboten und das Buch wurde erst vor Kurzem das erste Mal in Kurdisch publiziert. Dabei ging es aber nicht um eine Anerkennung der Sprache, sondern darum, die Illusion und die Hoffnung zu wecken, um die letzten grossen Wahlen zu gewinnen. Die türkische Regierung unterdrückt die kurdische Minderheit nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell und versucht, die in der Verfassung verankerten Gesetze einer Türkei mit nur einer Sprache und einer Kultur gewaltsam durchzusetzen. Wenn die kurdische Sprache einer unzivilisierten Kindersprache gleichgesetzt wird, kann die Türkei nämlich ihre Politik der Assimilation rechtfertigen. Interessant ist es, diese Situation mit anderen Momenten der Geschichte zu vergleichen, in denen es darum ging, ein Volk zu unterwerfen. Indem man die Menschen und ihre Sprachen zuerst auf ein primitives Niveau heruntersetzte, konnte man sie nachher ohne Skrupel beseitigen oder der angeblich höher gestellten Kultur einverleiben.

> ***«Kurdisch kann man nur in privaten Sprachkursen als Fremdsprache lernen.»***

Die Kurd_innen machen schätzungsweise 20 Prozent der 70 Millionen Einwohner_innen der Türkei aus. Da bei den Volkszählungen seit 1985 nicht mehr nach der Muttersprache gefragt wird, gibt es keine exakten Angaben dazu, wie viele Menschen kurdischer Muttersprache sind. Auf der Grundlage des Vertrages von Lausanne im Jahr 1923 erkannte die neugegründete Türkei die Kurden nicht als ethnische Minderheit an. Ihre Sprache hat damit auch keine Chance als offizielle Sprache zu gelten. In den Schulen und Universitäten wird ausschliesslich auf Türkisch unterrichtet, die gleiche Situation findet man im Gerichtssaal, im Parlament und in allen öffentlichen Ämtern. Spricht jemand bei einer Gerichtsverhandlung oder im Parlament kurdisch, wird das Gesagte im Protokoll nicht erwähnt und mit «hat in einer unbekannten Sprache gesprochen» bezeichnet. Kurdisch kann man nur in privaten Sprachkursen als Fremdsprache lernen. Es gibt in der Türkei auch einen staatlichen kurdischen Fernsehkanal (TRT6), die Programme beschränken sich aber auf wöchentliche zensierte Nachrichten, Tiersendungen und andere Dokumentarfilme. Politische Sendungen gibt es so wenig wie Kinderprogramme und Zeichentrickfilme – wenn überhaupt werden diese auf Türkisch ausgestrahlt. Das macht es den kurdischen Kindern noch schwerer, ihre Muttersprache zu lernen und damit auch ihre Identität zu leben.

Die Türkei wird von den Menschenrechtsorganisationen als sehr schlecht eingestuft. Daran ändert auch der Steiger Award nichts, ein Preis den Deutschland anfangs dieses Jahres dem türkischen Präsidenten Erdogan überreichen wollte, für sein Bemühen um einen demokratischen Wandel in seinem Land. Der Preis wird zur Farce und widerspiegelt in keiner Weise die Realität der in der Türkei lebenden Kurd_innen. Es gibt in der Türkei nur scheinbar ein Recht auf freie Meinungsäusserung und viele Journalist_innen, Wissenschaftler_innen und Menschenrechtsaktivist_innen bezahlen ihre Arbeit nach wie vor mit der Freiheit oder mit dem Leben.

Inoffizieller Kurdisch-Unterricht in einem Wohnhaus in der Türkei.

AUFSTÄNDE IN SYRIEN

«Von allen, die mit Syrien leiden, soll sich niemand über die Situation wundern. Denn in Syrien ist der Patriotismus ein Mittel zur Erpressung und zur Rechtfertigung der Tyrannei geworden, und Demokratie ist nur noch ein Slogan zur Kontrolle.»

Burhan Galyun

Von Kara Ahmad Zuher, Kurde aus Syrien

Mir fehlen die Worte, mit denen ich die Tragödien ausdrücken könnte, die sich in Syrien ereignet haben und die weiter gegen das syrische Volk von der diktatorischen Baath-Regierung ausgeübt werden … Wo diese Regierung doch alles verbrannt hat, die Häuser und ihre Bewohner_innen bombardiert und tausende Männer und Frauen, Alte und Junge zur Flucht gezwungen hat.

Ich könnte keinen Artikel wie diesen schreiben, wenn ich nicht in einem Land leben würde, das sich wie die Schweiz weit weg von dieser Regierung befindet. In Syrien aber ist das Leben von niemandem sicher. Es kann jedem Menschen sehr einfach geschehen, dass sie/er an einen unbekannten Ort gebracht wird, ohne zurückzukommen. Das ist vielen passiert und täglich verschwinden mehr.

Und weil die Gefahr, die von dieser Regierung ausgeht, immer grösser ist, als wir denken, gibt es in letzter Zeit Berichte von Spitzeln und Agenten, die sich unter die Opposition im Ausland mischen und die viele Demonstrationen in europäischen Ländern und in Amerika mitgemacht haben. Diese Spitzel konnten viele Informationen über die Demonstrierenden sammeln und an die syrische Regierung weitergeben. Schon lange führt die Baath-Regierung versteckte Kriege gegen die Opposition im Ausland und verfolgt und unterdrückt jede Opposition in Syrien selber. Aber bis vor einem Jahr haben das nicht alle richtig gewusst.

Beginn der Aufstände

Zuerst ist damals im Süden von Syrien die Wut der Unterdrückten in einen starken Aufstand umgeschlagen. Die Stadt Darha war das Zentrum der ersten Aufstände, und wir müssen immer dankbar sein für jene Student_innen und Schüler_innen, die dort ihre Ideen und ihren Protest frei auf die Strasse getragen und an die Wände geschrieben haben. Die Regierung hat diese Leute, unter denen auch Kinder zwischen 12 bis 15 Jahren waren, sofort in Gefängnisse gebracht und gefoltert. Unbedingt müssen wir uns auch an die Taten jener Männer und Frauen erinnern, die als erste Demonstrierende vor den offenen Augen der Regierung aufgetreten sind. In diesem Moment hat jede_r von uns sich gefragt: Finden diese Demonstrationen wirklich in Syrien statt?

Diese Frage ist dort nicht wichtig, wo wir demokratische Verhältnisse haben. Aber das syrische Volk lebte seit mehr als 40 Jahren unter der Tyrannei der Baath-Regierung. Deshalb war die Brutalität, mit der die Regierung gegen die Aufständischen vorgehen würde, von Anfang an allen klar. Die Regierung hat sofort Waffen eingesetzt und begonnen zu morden, mit dem Gedanken, dass sie so die aufflammenden Demonstrationen löschen könnte und dass die Demonstrierenden, die das Blut sehen, sofort aufhören. Aber sie ist auf Widerstand gegen ihre Waffengewalt gestossen. Und dann haben sich die Demonstrationen von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt weiter verbreitet, bis hoch in den Norden von Syrien. Die Baath-Regierung hat damals behauptet, dass der Aufstand bewaffnet sei. Aber alle, die die Baath-Regierung kennen, sind völlig überzeugt, dass der Aufstand am Anfang und über eine längere Zeit ein unbewaffneter Aufstand gewesen ist.

In der Stadt Homs, Syrien, kamen am 12. März 2012 in Massakern mindestens 45 Frauen und Kinder ums Leben (Quelle: AFP)

Ein früher Protest von Kurd_innen

Aber ich will hier etwas erzählen, das länger her ist und auch schon unter der Herrschaft Bashar al-Assads stattfand. Im Jahr 2004, genau am 12. März, haben damals in den kurdischen Gebieten in Syrien die Städte Qamishli, Kubane und Efrin gegen die Diskriminierung und Unterdrückung der Regierung protestiert. Damals betrug die Zahl der Ermordeten über 80. Und das war alles vom Militär und von genau derselben Spezialeinheit des Bruders von Bashar al-Assad, Maher al-Assad, begangen worden. Und dies, obwohl die Proteste auch damals unbewaffnet waren. Ich war zu dieser Zeit selber Soldat. Sie haben mir meine Waffe weggenommen, mich von meinem Wachposten entlassen, angeklagt und verhört. In diesem Verhör haben sie mich über alle Kolleg_innen befragt, die ich vom Militär oder zivil hatte. Ich sollte Informationen aus meinem ganzen Leben weitergeben.

Die Bewaffnung des Konflikts

Wegen der grossen Zahl der Ermordeten haben sich immer mehr Leute entschieden, deren Verwandte unschuldig gestorben sind, selber zu den Waffen zu greifen. Aber leider hat diese Bewaffnung sich mit der Zeit weiter und weiter verbreitet. Und dann hat sich zwischen die Aufständischen und das Regime eine dritte Konfliktpartei eingemischt. Diese Seite kommt nicht nur aus dem syrischen Volk. Sie ist terroristisch und will für niemanden etwas Gutes. Diese Leute haben die Möglichkeit gefunden, das vergossene Blut auszunutzen und ihre Absichten zu verwirklichen. Wir wünschen, dass diese Terroristen nur gegen Terroristen kämpfen. Aber es ist bekannt, dass die Terroristen nicht zwischen Zivilisten und den Anhängern der Regierung unterscheiden. Und diese dritte Seite und die Baath-Regierung töten nun unschuldige Menschen, damit sie ihre Ziele einfacher erreichen.

Wegen der grossen Zahl von Ermordeten trauern wir und sagen aber, dass die Zahl der Toten sich weiter vergrössern wird. Das Morden wird nicht aufhören, wenn die Welt mit den Verfeindeten nicht eine Lösung weit weg von allen Eigeninteressen sucht.

GLEICHER FLUCHTGRUND, UNGLEICHE WERTUNG

Wirtschaftsflüchtlinge einst und jetzt

Von Michael Schmitz

Der Umgang der Schweiz mit Wirtschaftsflüchtlingen ist von einem ungleichen Masstab geprägt. Die Schweizer Emigrant_innen des 19. Jahrhunderts werden geehrt. Wer heute aus denselben Gründen in die Schweiz kommt, wird geschmäht und ausgegrenzt.

Zwischendeck eines Auswanderer_innenschiffs im 19. Jahrhundert

Ende Juli 2006: In der Schweiz läuft der Abstimmungskampf um das neue Asyl- und Ausländergesetz, das bedeutende Verschärfungen bringen wird. Flüchtlingen, die primär aus wirtschaftlichen Gründen hierher gekommen sind und deshalb keine Aufenthaltsbewilligung bekommen, soll das Leben bedeutend schwerer gemacht werden. Unter anderem soll die finanzielle Unterstützung auf eine minimale Nothilfe reduziert werden. Diese neue Stufe in der fortschreitenden Kriminalisierung der Migration wird das Volk einen Monat später mit einer satten Zweidrittelsmehrheit gutheissen.

Zur gleichen Zeit in New York: Bundespräsident Pascal Couchepin eröffnet die Ausstellung «Small Number – Big Impact». Auch hier geht es um Wirtschaftsflüchtlinge, Schweizer Wirtschaftsflüchtlinge von früher, die in die USA ausgewandert sind. Die zufällige Gleichzeitigkeit dieser Ereignisse macht einen doppelten Massstab der Schweiz im Umgang mit dem Thema Migration deutlich: Für die gleiche Handlung – Emigration aus wirtschaftlichen Gründen – werden die Tunesier_innen und Nigerianer_innen von heute geschmäht und ausgegrenzt, die Schweizer_innen von früher jedoch mit feierlichen Worten geehrt. Couchepin dankt ihnen, die geholfen hätten, eine neue Welt aufzubauen.

Die Schweiz war nicht immer reich

Die Schweiz war nicht schon immer ein Land mit breitem materiellem Wohlstand. Hungerjahre, Agrarkrisen und der industrielle Strukturwandel liessen im 19. Jahrhundert, aber auch schon früher, Hunderttausende ihr Glück auf einem anderen Kontinent suchen. So «small» war deren Anzahl nicht. Meist waren Nord- oder Südamerika das Ziel. Ortsnamen wie «New Bern» (USA), «Nueva Helvecia» (Uruguay) oder «Nova Friburgo» (Brasilien) zeugen noch heute von dieser Zeit. Kantons- und Gemeindebehörden förderten die Auswanderung teils auch finanziell. So konnte man Arme, Kranke und alte Leute loswerden, welche die Kassen belasteten.

Bevölkerungsdruck, Armut und Unterbeschäftigung nennt das Historische Lexikon der Schweiz (HLS) als Hauptfaktoren für die Auswanderung aus der Schweiz. Diese Gründe führen auch heutzutage zehntausende von MigrantInnen jährlich nach Europa. Seit jeher bestimmt die Suche nach besseren Lebensbedingungen die Migrationsströme. Und nie war es möglich diese aufzuhalten, auch heute, mit modernster Überwachungstechnologie, nicht. Sollte die Krise in Europa jedoch anhalten und sich ausweiten, wird sich das auch in den Herkunftsländern herumsprechen. Schon heute gibt es eine Umkehrung von Migrationsströmen: Portugiesen wandern angesichts der Krise in die ehemalige Kolonie Angola aus.

Flüchtlingsboot in Lampedusa – die Polizei steht bereit

Die Bedürfnisse des Kapitals bestimmen die Migration

Durch die Vertreibung und Ausrottung der Indigenen und die wirtschaftliche Entwicklung waren im 19. Jahrhundert in Amerika Land und Arbeit in einem Ausmass vorhanden, wie es heutzutage in Europa nicht mehr der Fall ist. Doch der Bedarf nach Arbeitskräften ist mindestens in der Schweiz auch heute gross. Die fast vollständige Kriminalisierung der Arbeitsmigration von ausserhalb der Europäischen Union führt dabei nicht dazu, dass diese Menschen nicht mehr nach Europa kommen. Sie bewirkt vielmehr, dass sie hier weitgehend rechtlos leben müssen und extremer Ausbeutung ausgesetzt sind. Sie bilden das unterste Segment des Arbeitsmarkts und sind profitable Arbeitskräfte für die Arbeitgeber_innen.

Profite für die Arbeitgeber_innen – dafür hatten auch die meisten MigrantInnen nach Amerika zu sorgen. Während sich die Ausstellung auf erfolgreiche Migrant_innen wie Louis Chevrolet oder die Familie Guggenheim konzentrierte, endeten viele als miserabel bezahlte Plantagen- oder Minenarbeiter_innen. Damit Migration wirklich zu einem Ausdruck der Freiheit des Menschen werden kann, müssen die kapitalistischen Strukturen verschwinden, die auf der ganzen Welt zu Armut und Ausbeutung führen.

WENN DIE ANDEREN Z'NÜNI NEHMEN, ARBEITE ICH WEITER …

Von R.

«Was für ein Recht? Mit Rechten bekommst du den Lohn nicht, wenn der Chef ihn dir nicht geben will.» Ein Blick in die Arbeitswelt von R. aus Basel – als Sans Papier auf dem Bau.

Das Wichtigste ist, dass ich sehr vorsichtig arbeite. Wenn was mit mir passiert, kann ich nicht zum Arzt gehen. Egal was passiert, du bist schutzlos. Ganz abgesehen vom Arbeitsausfall – wenn ich nicht arbeite, gibt es auch kein Geld, ist doch klar. Von wem auch? Auf dem Bau zu arbeiten, wird überhaupt immer schwieriger. Das Problem ist, dass nun für uns Sans-Papiers, die für einen kleinen Lohn arbeiten, die Konkurrenz gestiegen ist. Wir mussten uns schon immer mit lächerlichen 20 Franken zufriedengeben. Seit einigen Jahren arbeiten Menschen aus anderen EU-Ländern auch für einen kleinen Lohn hier. Die Firmen können sie aber legal einstellen. Viele arbeiten zwar trotzdem schwarz, haben aber Dokumente, haben Probezeitverträge. Wenn eine Kontrolle kommt, können sie das vorweisen. Wir nicht. Deshalb werden sie bevorzugt.

Ausserdem arbeite ich mehr als alle anderen, der Chef ist trotzdem nie zufrieden. Wenn die anderen z'Nüni nehmen, arbeite ich weiter. Ständig ruft mich der Chef an und nervt am Telefon. Bist du fertig, bist du fertig? Dann sage ich immer: «Ruf mich nicht immer an, wenn ich fertig bin, melde ich mich selber!» Dieser ständige Druck stresst. Wenn wir zum Beispiel kein Material haben und nicht arbeiten können, ruhen sich die Schweizer Kollegen aus und warten, bis es wieder Arbeit gibt. Ich kann das nicht machen. Ich muss immer was machen. Putzen oder sonst irgendeinen Scheiss machen, den sonst niemand machen will. Einfach nicht Nichts machen: Das geht nicht!

Manchmal arbeite ich bis spät am Abend, auch wenn alle nach Hause gegangen sind. Von 18 bis 22 Uhr. Eigentlich müsste ich dann mehr Lohn bekommen. Nichts da, kein Nachtzuschlag. An Wochenenden und Feiertagen das Gleiche. Der Lohn ist immer derselbe. Manchmal sagt der Chef, dass ich Vorarbeiter sein soll. Die ganze Verantwortung liegt dann bei mir, der ganze Stress auch. Bezahlt werde ich trotzdem gleich. «Das geht doch nicht», können meine Schweizer Kollegen sagen und mehr Lohn verlangen. Manchmal sagt der Chef das aber auch einfach so. Er ruft alle an und sagt: «Heute bist du der Chef» und dann gibt es Probleme, weil alle glauben, die Chefs zu sein. Er hetzt uns damit gegeneinander auf. So wird Druck aufgebaut, damit wir schneller arbeiten. Aber dann beginnt auch der Kampf darum, wer das Sagen hat. Dann wird die Stimmung unerträglich, und alle sind wütend. Und dann, wenn der Tag fertig ist, erfährst du, ob du am nächsten Tag arbeiten kannst. Das ist immer so. Feste Abmachungen gibt es da nie.

Ich muss ständig kämpfen, um meinen Lohn zu bekommen. Das raubt dir alle Nerven, weil das Geld oft erst Wochen später kommt. Bis zu zehn Mal muss ich anrufen und danach fragen. Reklamieren gehen kann ich nicht. Mit Rechten kann ich da nicht kommen. Was für ein Recht? Mit Rechten bekommst du den Lohn nicht, wenn der Chef ihn dir nicht geben will. Dann erfinden sie immer Ausreden, warum sie das Geld nicht haben. Das geht nur mit Reden und Nerven. Aber ich bin ein Sturkopf, ich bekomme immer mein Geld. Wenn ich lange kein Geld bekomme, höre ich auf zu arbeiten.

> ***«Und dann, wenn der Tag fertig ist, erfährst du, ob du am nächsten Tag arbeiten kannst.»***

Bis 3'000 Franken arbeite ich und, wenn ich dann kein Geld sehe, stoppe ich. Ein Freund von mir hatte so lange gearbeitet, bis ihm der Chef 11'000 Franken schuldete. Bis er sein Geld hatte, ging es lange und nur mit Hilfe von Leuten, die uns manchmal bei solchen Sachen unterstützen.

Die Gewerkschaft Unia könnte uns in solchen Fällen helfen, sie vertreten uns Baubeiter. Aber die machen das nicht für Sans-Papiers. Warum nicht? Nein, mit dem Recht kommst du hier nicht weiter. Neulich habe ich zu Freunden gesagt: «Kommt, wir streiken mal!».Wenn wir anfangen, dann machen auch andere mit. Wir haben uns getroffen. Alle arbeiten ohne Papiere, auf dem Bau oder wie eine Bekannte privat bei Leuten zu Hause. Aber das ist schwierig gewesen. Wir waren noch zu wenige …

IN DER NOTHILFE SEIT 5 JAHREN

Von Nadja *

Ich bin nicht immer deprimiert, aber oft, und manchmal verzweifelt darüber, was ich hier in der Schweiz erlebe. Ich werde diskriminiert, umher geschoben, bevormundet, vertröstet auf später. Seit 5 Jahren bin ich in der Schweiz und seit mehr als 4 Jahren in einem Nothilfezentrum im Kanton Zürich.

Das Leben im Nothilfezentrum mit zwei Kindern

Das Leben in der Nothilfe mit zwei Kindern ist sehr schwierig. Wir leben alle drei in einem Zimmer, das so klein ist, dass die Kinder keinen Platz zum Spielen finden. Es gibt im Zentrum oft Streit, Messer und Drogen gehören dazu. Die Toiletten und Duschen sind ausserhalb des Zimmers, die Kinder erkälten sich regelmässig, wenn sie bei kalten Temperaturen dorthin gehen müssen. Einmal fand ich meinen Sohn auf der Toilette, er rauchte eine Zigarette, die ihm jemand in den Mund gesteckt hatte. Er geht heute an die Heilpädagogische Schule, es gefällt ihm gut dort und ich bin froh, dass er Unterstützung bekommt und nicht den ganzen Tag in diesem trostlosen Zentrum sein muss. Die Türen zum Zimmer müssen immer geschlossen werden, wenn du es vergisst, sind deine Sachen weg, denn es wird gestohlen hier. Das schlimmste Erlebnis hier war, als meine Tochter kochendes Wasser über ihr Gesicht leerte. In der Küche sind Kinder nicht erlaubt und im Zimmer kann ich nicht kochen. Wenn ich koche, muss ich die Kinder jemand anderem geben oder alleine lassen. So ist das passiert. Ich weiss nicht wie sie an den Teekocher herankam. Im Sommer war es dann sehr heiss und mit dem verletzten Gesicht litt sie sehr. Ich verlangte einen Ventilator, man gab mir keinen. Ich wurde fast wahnsinnig.

Schikanen, Bevormundung, Papiere

Der Vater meiner Tochter lebt in Genf. Wir sind kein Paar, aber der Vater hat die Tochter anerkannt und das Kind hat den Schweizer Pass bekommen. Der Vater hat oft Kontakt zum Kind, er liebt es und unterstützt es auch finanziell. Die Jugend- und Familienberatung wurde beauftragt, die Beziehung zwischen Vater und Kind zu beobachten und festzulegen, wie die Begegnungen ablaufen sollen. Dem Vater wird vorgeschrieben, regelmässig mit der Tochter auf Skype zu telefonieren. Dafür musste er uns extra einen Computer anschaffen und Internet. Das ist Bevormundung. Die Behörden sagen, der Vater habe das Kind zu spät anerkannt, aber das ist, weil sie Papiere von uns verlangten, die wir nicht hatten. Der Vater musste ins Heimatland reisen und neue Identitätspapiere für die Mutter besorgen. Und das, obwohl ich von Anfang an die Papiere bei mir hatte. Eine weitere Hürde, um uns zu schikanieren. Der Vater fragte, ob wir nach Genf ziehen könnten, damit das Kind näher bei ihm ist. Man sagte ihm: «Sie haben kein Recht, so etwas zu fragen».

> ***«Im Ausland macht man Entwicklungshilfe und unterstützt Kinder in Not, hier in der Schweiz vergisst man dieselben Kinder und lässt sie im Stich.»***

Rassismus

Es gibt viele Dinge, die ich nicht verstehe. In meinem Fall wurde seit mehr als 4 Jahren nicht entschieden und, obwohl sogar Beamte und Politiker den Kopf schütteln, ändert sich nichts. Man sagt mir, ich müsse das Land verlassen und zwar mit den beiden Kindern, egal wird das Kind dann von seinem Vater getrennt. Auf der Rechtsberatung sagt man mir, laut Gesetz müssen die Eltern einen Pass bekommen, wenn das Kind den Pass hat oder umgekehrt, denn seit 2008 dürfen keine Familien mehr getrennt und ein Teil der Familie ausgeschafft werden. Ich bin sicher, einer der Gründe, warum ich kein Asyl bekomme, ist der, dass der Vater meiner Tochter, obwohl er den Schweizer Pass besitzt, eine afrikanische Herkunft und die falsche Hautfarbe hat. Das ist Diskriminierung und Rassismus. Der Rassismus ist im Gesetz verankert, oder man spürt ihn in Alltagssituationen.Wenn ich im Zug sitze und meine Kinder Lärm machen, dann werden wir böse angeschaut, wenn das weisse Kind im gleichen Abteil Lärm macht, dann schaut niemand hin.

Kein Respekt vor dem Leben

Das Schweizer Gesetz hat keinen Respekt vor dem Leben. Zwar ist man in der Schweiz stolz auf seine humanitäre Tradition, gelebt wird sie aber nur als Etikette und nicht in der Realität. Im Ausland macht man Entwicklungshilfe und unterstützt Kinder in Not, hier in der Schweiz vergisst man dieselben Kinder und lässt sie im Stich. Ich kann nicht zurück in mein Land. Als alleinstehende Mutter mit zwei Kindern habe ich dort keine Chance, ich finde keine Arbeit und werde verstossen. Ich will das Kind nicht vom Vater trennen. Für die Schweiz sind das keine Gründe hier zu sein. Mein Asylgesuch wurde zum zweiten Mal abgelehnt mit der Begründung, dass meine Tochter zu dem Zeitpunkt zur Welt kam, als ich die Schweiz verlassen musste. Ein Kind sei sozusagen meine letzte Möglichkeit gewesen hierzubleiben und ich wäre deswegen schwanger geworden. Das ist eine Demütigung und eine üble Unterstellung.

** Name geändert, 2 Kinder (3 und 5 Jahre), aus einem afrikanischen Land*

Lieder der Freiheit, Einheit und Gleichheit

Von John Njuguna

Vögel von verschiedenen Farben strecken ihre Flügel, bereit zum Fliegen;
Sie nisten in jedem Baum und legen goldene Eier,
Migrierende Vögel singen Lieder der Freiheit.

Vögel aus verschiedenen Ländern bringen Energie;
Vögel in verschiedenen Farben bringen Schönheit,
Vögel von verschiedenen Kulturen kommen, um Lieder von Einheit zu singen.

Grosse Vögel sollen neben kleinen Vögeln fliegen;
Vögel mit weissen, schwarzen und bunten Federn wollten das gleiche Lied singen.
Alle Vögel in ihrer Vielfalt sind gleich und wollen Gleichheit.

DIE AUTONOME SCHULE ZÜRICH HEUTE - VON DER KARAWANE ZUM PAVILLON MIT BEFRISTETEM VERTRAG

Von Raphael Jakob

Die Autonome Schule Zürich (ASZ) lebt weiter, sowieso. Bis Ende Jahr bleibt sie vorerst auf dem Güterbahnhofsareal. Wie es dann weiter geht, ist offen. In der Zwischenzeit stellt sie sich kritische Fragen zur Institutionalisierung.

Am 19. April 2010 eignete sich die Autonome Schule Zürich die damals leerstehende Baracke am Rande des riesigen Güterbahnhofareals an: eine weitere Eroberung der Ungehorsamen, Mittellosen und Widerständigen. Rund ein Dutzend Räumlichkeiten in brachliegenden Liegenschaften, städtisch subventionierten Kulturpalästen und solidarischen Theaterhäusern nutzte das selbstverwaltete Bildungsprojekt bis dahin, um weiter am niederschwelligen, kostenlosen und freien Bildungsaustausch zu bauen und gegen Rassismus und Ausgrenzung zu kämpfen. Zu Beginn dieses Jahres kündigte die SBB an, auf Ende März 2012 die Baracken definitiv abzureissen und somit die ASZ zum Weiterzug zu zwingen. Aufgrund ihrer Struktur wurde die ASZ von der SBB nicht als Verhandlungspartner akzeptiert. Daraufhin meldete sich bei der ASZ das Solinetz, eine kirchennahe Organisation, die sich für eine menschenwürdige Asyl- und Migrationspolitik einsetzt, bei der ASZ. Das Solinetz übernahm die Verhandlungen mit dem Barackenbesitzer Ralph Bänziger und der SBB und ermöglichte so die Gebrauchsleihe der Baracke bis Ende Jahr. Die ASZ bezahlt Nebenkosten. Obwohl die ASZ rechtlich Untergebrauchsleihnehmerin ist und ein vertragliches Verhältnis zum Solinetz besteht, lässt sie keinen weitergehenden Einfluss auf Organisationsfragen zu und bleibt weiterhin autonom. Der Vertrag dauert nur bis Ende Jahr, dann soll angeblich das gesamte Güterbahnhofsgelände an den Kanton übergehen. Trotzdem befindet sich die ASZ nun zum ersten Mal in einer legalen Raumsituation. Dies bedeutet auch einen weiteren Schritt Richtung Institutionalisierung.

Die Autonome Schule Zürich hat sich in den letzten drei Jahren zu einem grossen Projekt entwickelt. Zurzeit finden pro Woche 49 Stunden Deutschkurse für bis zu 180 Migrant_innen statt. Die ASZ bietet aber auch für andere Sprachkurse Platz: zurzeit wird Türkisch, Arabisch, Englisch und Spanisch gelehrt und gelernt. Daneben gibt es Mathematik- und Computerkurse, politische Veranstaltungen, philosophische Seminare, Lesereihen, Bewegungskurse, die Freitagsbar und einen Youtube-Kanal. Der gesamte Betrieb der Schule unterliegt dem freiwilligen, unbezahlten Engagement.

> ***«Gemeinsam am kritischen Bewusstsein arbeiten heisst, die Wirklichkeit zu problematisieren und zwar aus der Sicht der Ausgeschlossenen.»***

Der Kern der ASZ sind die Deutschkurse. Diese richten sich vorrangig an Menschen, denen die Mittel fehlen, einen Kurs an einer offiziellen

Sprachschule zu besuchen. Die meisten von ihnen sind Wartende im Asylverfahren, dürfen entweder nicht arbeiten oder finden keinen Job. Die Deutschkurse sind auch eine Gelegenheit, dem zermürbenden und marginalisierten Dasein in den Asylheimen zu entfliehen. Mit dem Grossteil der Spenden, welche die ASZ erhält, bezahlt sie Monatstickets für die öffentlichen Verkehrsmittel. Diese kommen den illegalisierten Migrant_innen zugute: Menschen, deren Asylgesuch abgelehnt wurde, und die somit aus allen staatlichen Fürsorgeeinrichtungen und legalen Anstellungsverhältnissen ausgeschlossen sind. Damit springt die ASZ ganz klar in eine Lücke wohlfahrtsstaatlicher Präsenz. Die damit verbundene politische Manipulierbarkeit muss sie sich bewusst machen, um sie zu problematisieren und politisieren. Die strukturelle Gefahr, rein humanitäre Arbeit zu leisten und das «Palliativ für die Gesellschaft» zu sein, ist gross, und dieser Gefahr muss sich die ASZ kritisch stellen, ansonsten ist sie ein reines Hilfsprojekt, ohne Strukturen zu bekämpfen, welche die Ungerechtigkeiten erzeugen.

Das Departement Stadtentwicklung der Stadt Zürich, welchem auch die Integrationsförderung unterstellt ist, hat kürzlich einen Flyer herausgegeben, in dem es für über 350 Deutschkurse in der Stadt Zürich wirbt. Das Erlernen der deutschen Sprache steht in der Integrationspolitik des Staates ganz weit oben. Man kann sich gut vorstellen, dass die Stadt Zürich Kursteilnehmer_innen auch in die ASZ schickt und das Projekt eine tolle Sache findet. Was der Staat jedoch unter Integration versteht, hat man an der letztjährigen, teuren Plakatkampagne gesehen. Da hiess es zum Beispiel «Lehr Tüütsch und red mit de Lüüt». Auf paternalistische Art und Weise wurde hier versucht, die Ausländer_innen anhand lieblich gezeichneter Illustrationen zu zivilisieren. Der/die Fremde wird als ignorante_r Wilde_r dargestellt, der/die nicht gewillt ist, sich zu sozialisieren. Die ASZ darf sich nicht als Integrationshilfe des Staates sehen, denn dieser versucht etwas Unmögliches. Der Staat konstruiert zuerst den/die Fremde_n, um dann von ihm/ihr zu verlangen, so zu sein, wie alle anderen.

Die ASZ soll eben genau nicht ihre Aufgabe darin sehen, die Gesellschaft zu normalisieren, wie es der staatliche Integrationsdiskurs vorsieht. Vielmehr soll es darum gehen, dass die Projekt-Beteiligten in der ASZ durch die Methode des Dialogs die Wirklichkeit enthüllen und somit die sozialen Antagonismen sichtbar machen. Gemeinsam am kritischen Bewusstsein arbeiten heisst, die Wirklichkeit zu problematisieren und zwar aus der Sicht der Ausgeschlossenen. Die ASZ versteht sich dabei nicht als Insel, sondern sie befindet sich in der Gesellschaft.

Die Schule muss ein Ort sein jenseits der Exotisierung des Fremden. Jenseits des neoliberalen Paradigmas, die Migration als Ressource zu sehen. Jenseits der Viktimisierung von Flüchtlingen, die in dieser Logik bloss als dankbare Empfänger humanitärer Hilfe angeschaut werden. Natürlich auch jenseits der Kriminalisierung der Ausländer_innen, wie es die bürgerlichen Politiker_innen und Medien tun. Es soll ein Raum sein, der von hier Geborenen und Zugezogenen gemeinsam gestaltet wird.

Klar, die ASZ ist im Aktionismus und in der Agitation entstanden. Die reine Aktivität ist jedoch nicht möglich. Das Gegenteil von Aktionismus ist nicht Passivität, sondern Reflexivität. Wie können wir eine Schule langfristig erhalten, die selbstverwaltet ist und eine wirklich gegenhegemoniale Erzählung zum neoliberalen Kapitalismus leistet.

Dazu passend ein Textabschnitt von Slavoj Žižek: «Die Nagelprobe jeder radikal-emanzipatorischen Bewegung ist dagegen, in welchem Masse es gelingt, die praktisch-trägen institutionellen Gewohnheiten täglich zu transformieren, welche die Oberhand gewinnen, sobald die Glut des Kampfes abgekühlt ist und die Menschen wieder zur Tagesordnung übergehen. Der Erfolg der Revolution sollte nicht an der erhabenen Ehrfurcht vor ihren ekstatischen Momenten bemessen werden, sondern an den Veränderungen, die das grosse Ereignis am Tag danach im täglichen Leben hinterlässt.»

Die Autonome Schule Zürich steht nicht für eine Antwort, sondern für ein Problem. Das Problem der freien, kritischen Bildung in der kapitalistischen Klassengesellschaft.

AUTONOME SCHULE ZÜRICH – EMANZIPATION ODER REPRODUKTION?

Interview mit Felipe Polanía
Einleitung und Interview:
Fabiana González
Interview aus dem Spanischen übersetzt von der Redaktion der Papierlosen Zeitung

Meine ersten Worte auf Deutsch habe ich in der Autonomen Schule Zürich gelernt, zwischen Tränengas und Menschenketten, die der Polizei Widerstand geleistet hatten, während der Räumung der Schule in Oerlikon am 7. Januar 2010. Ich würde heute nicht auf Deutsch schreiben, hätten einige Leute an diesem Morgen nicht entschieden, ein weiteres Gebäude zu besetzen und für autonome Bildungsräume zu kämpfen. Ich hatte das Glück, Deutsch mit einer Pädagogik der Befreiung zu lernen.

Ich habe Deutsch in der Autonomen Schule gelernt, mit vielen Leuten aus der ganzen Welt, indem wir alle zusammen eine Schule bauten. Wir trugen Bänke, Tische und Wandtafeln von einem Raum in den anderen. Zwei Wochen hier, einen Monat dort, die ASZ war in diesem Moment eine Wanderschule. In der Zwischenzeit machten wir Capoeira, Kino, Theater und Atelier. Wir waren fähig, fünf Kurzfilme in fünf Tagen zu machen und uns mit dem Körper auszudrücken, wenn uns die Worte fehlten. Wir waren fähig, an einem Tag eine Schule zu besetzen und am gleichen Tag Kino zu machen. Die Projekte waren für uns wichtiger als die Räume. Unser Deutsch war nie eine Limite für die politische Beteiligung. An meinen ersten Tagen in der Gessnerallee lernte ich mit zwei Wörtern einen Satz zu bilden wie z.B. «alle suzammen» oder «Eine Räumung eine Besetzung».

Wir lernten zusammen, in einem kommunikativen Prozess, beim Diskutieren, beim Befragen, beim Kreieren. In diesem Prozess war es wesentlich zu lernen, unser Wort zu sagen, damit niemand für uns entscheiden oder unsere Bedürfnisse interpretieren musste. Für einige Zeit waren wir aktive Subjekte und keine Wissensdepots von Kenntnissen. Die Schule war eine Bewusstseinsbildung in Huberta, als wir als Plenum entschieden, dass wir eine Schule brauchten, und uns fähig wussten, sie im Kollektiv zu konstruieren.

Ich denke, dass die Schule mittlerweile einen anderen Kurs genommen hat. Es gibt eine totale Trennung zwischen der politischen Entsch-

eidungsfällung und jenen, die an der Schule teilnehmen. Ich habe nicht an der aktuellen Hegemoniekonstruktion teilgenommen, weil ich dadurch geholfen hätte, ein Projekt zu legitimieren, dass sich entfernt hat vom anfänglichen Projekt. Es geht darum, irgendwie mit der aktuellen Dynamik zu brechen. Wir müssen wieder den Weg einer befreienden Pädagogik gehen, in der Praxis und nicht nur in Worten, wenn wir nicht weiter wertvolle compañer@s verlieren und weiter auf dem Weg einer bankmässigen, adaptativen und reproduktiven Bildung gehen wollen.

Einer von denen, die dafür kämpften eine Autonome Schule als emanzipatorischen Raum zu kreieren, war Felipe Polania. Das folgende Interview dreht sich um die Gründe, eine solche Schule zu gründen, und auch um die spätere Distanzierung davon:

Wie ist die Idee einer Autonomen Schule entstanden?

Die Autonome Schule Zürich war ursprünglich ein Projekt, das inmitten der Konfrontation entstand: einerseits die Deutschkurse, die eine Kontinuität nach der fast dreiwöchigen Besetzung der Predigerkirche im Dezember 2008 darstellten, und andererseits ein Projekt der Konfrontation der traditionellen bürgerlichen Bildung, das in der Besetzer_innenszene durch eine Gruppe angedacht wurde, welche im Jahre 2008 die Büros in der Manessestrasse und später den Schulpavillon an der Ringstrasse in Oerlikon besetzte. In diesem Sinn entstand das Projekt als Teil eines Prozesses der Organisation und Mobilisierung.

Denkst du, dass die ASZ derzeit ein emanzipatorisches Projekt ist?

Mit der Zeit hat sich die ASZ in ein assistenzialistisches Projekt, in ein Projekt der «Hilfe» gegenüber benachteiligten und marginalisierten Bereichen der Bevölkerung entwickelt, und dies allein hat nichts Emanzipatorisches. Im Gegensatz zur Anfangszeit konzentriert sich die aktuelle Sorge auf die «Lösung» für das Problem der sogenannten «Integration» der Asylsuchenden. Das heisst: Die ASZ möchte ein Defizit der offiziellen Asyl- und Migrationspolitik kompensieren, im Sinne der «Garantierung des grundlegenden Rechtes auf Bildung». Diese Entwicklung, die charakteristisch ist für ein reformistisches und assistenzialistisches Projekt, ist weit weg vom anfänglichen Zweck, das Konzept der Bildung zu konfrontieren. Es ging nicht darum, im dominanten institutionellen Rahmen für das Recht auf Bildung zu kämpfen, sondern ein neues Konzept der Bildung zu konstruieren, dass sich fundamental als ein emanzipatorisches Konzept versteht, das heisst: Es ging darum, einen Prozess anzustossen, der auf die Zerstörung der Mechanismen und Strukturen abzielt, die uns daran hindern, uns als Menschen zu realisieren, aber auch als Kollektiv.

In diesem Sinn sehe ich in der aktuellen ASZ kein Interesse, abgesehen vom guten Willen der Bürger_innen, die sich engagieren, die Situation von anderen Menschen in dieser Gesellschaft zu verbessern. Dieses Engagement reflektiert jedoch nicht anhand eines Prozesses der Dekonstruktion die Mechanismen, in welchen gesellschaftliche Rechte und Zugänge gewährt oder verweigert werden, wie zum Beispiel die Konstruktion von Nationalitäten, die Naturalisierung und Kulturalisierung von Dominationsprozessen in Form der Anerkennung der Nationalstaaten.

Die Wiederholung des Diskures der Armen des Südens, die keine andere Option haben, als der Armut und dem Krieg zu entfliehen, und der Guten des Nordens, die bereit sind, ihren Reichtum mit ihrem/ihrer Nachbar_in zu teilen, ist nichts anderes, als die kolonialistische Logik zu reproduzieren, in der die Ausbeutung und die gewalttätige Vorherrschaft der westlichen, weissen und patriarchalen Gesellschaft über den Rest der Welt als Naturphänomen erläutert wird oder sogar als Phänomen der Vorbestimmung, von der Calvin sprach: ein Phänomen, gegen das sich nichts machen lässt, weil es so sein musste; die westliche Gesellschaft war prädestiniert, dem Rest der Welt Ordnung und Fortschritt zu bringen. Es geht nicht darum, dass die Armen des Südens von ihrem Elend geflüchtet sind, sondern darum, dass die Kolonisierung, die den Wohlstand in Europa möglich gemacht hat, unweigerlich Armut und Migrationswellen in den kolonialisierten und ausgebeuteten Teilen des Südens erzeugt.

Die Konstruktion der Flüchtlinge als hilfsbedürftige Subjekte, die nichts erreichen können ohne die Unterstützung durch einen/eine Schweizer Bürger_in, und andererseits die Konstruktion dieses/dieser Bürger_in als Person, die etwas tun, Gebrauch von ihren politischen Rechten machen muss, um diese Ungerechtigkeit zu stoppen (aber klar: in dem selben unterdrückenden, institutionellen Rahmen), sind in diesem Zusammenhang nichts mehr als die Reproduktion der Macht- und Dominanzbeziehungen.

Was ist der Unterschied zwischen einer Pädagogik der Befreiung und einer Pädagogik der Unterdrückung?

Ein grundlegender Unterschied zwischen einer Pädagogik der Unterdrückung und einer Pädagogik der Befreiung ist dieser: Die erste reproduziert dominierende Strukturen wie Nationalität, Geschlechterrollen, soziale Klasse oder Kultur (zum Beispiel in der Naturalisierung von Ungerechtigkeiten und Beherrschung). Das heisst: Die erste reproduziert das Konstrukt des/der «Schweizer_in» mit Rechten, mit dem besseren Verständnis der Welt und dem guten Herzen, sich in der Freizeit für andere Menschen einzusetzen, im Gegensatz zum «Flüchtling», dem/der «Ausländer_in», der/die Hilfe braucht und sich integrieren und die Sprache von hier lernen muss, um Beziehungen knüpfen zu können. Die zweite, die Pädagogik der Befreiung, versucht die Mechanismen der Domination zu dekonstruieren, die Machtbeziehungen zu hinterfragen, die erworbene Identität zu problematisieren und strebt grundsätzlich die Bildung autonomer sozialer Netzwerke, die Selbstbestimmung im Gegensatz zu den Vorschriften der Macht an.

«Im Kontext der Schweiz sollte sich eine Pädagogik der Befreiung mit der Zerstörung dieser Verpflichtung der Integration beschäftigen, die sich in allen Räumen und Vorstellungen der Gesellschaft installiert hat.»

Ist in der Schweiz ein pädagogisches Modell der Befreiung möglich?

Im Kontext der Schweiz sollte sich eine Pädagogik der Befreiung mit der Zerstörung dieser Verpflichtung der Integration beschäftigen, die sich in allen Räumen und Vorstellungen der Gesellschaft installiert hat. Eine Pädagogik der Befreiung muss der einseitigen Konstruktion des Anderen entsagen, als Mechanismus, die eigene Identität zu behaupten. Eine Pädagogik der Befreiung sollte mit der einseitigen Identität, der Identität der Dualität, brechen. Eine Pädagogik der Befreiung etabliert sich nicht vorrangig im Defizit der institutionellen und offiziellen Politik. Das heisst: Eine Pädagogik der Befreiung sieht es nicht als Dringlichkeit, alle bedürften Personen zu erreichen und ihnen eine Lösung zu bieten, welche die staatliche Politik nicht deckt, sondern sie wirft die Dringlichkeit auf, Räume zu konstruieren, um die staatliche Politik im Allgemeinen zu problematisieren, wie beispielsweise die «humanitäre Tradition», die «Neutralität» und die «direkte Demokratie» der Schweiz: also die Dringlichkeit, die Machtstrukturen zu problematisieren.

Ich sehe tatsächlich sehr wenig Emanzipatorisches in der aktuellen Autonomen Schule Zürich, und ich glaube, dass diese Situation dem fügsamen und institutionalistischen Geist der kritischen Politik oder der Linken in der Schweiz entspricht. Überhaupt denke ich, dass hier in der Schweiz sehr wenige Leute ein wirkliches Interesse an einer politischen und ideologischen Emanzipation haben. Ich denke, dass die Mehrheit in einer NGO oder in einem Hilfswerk kritisch ist und schlussendlich in der Entwicklungszusammenarbeit endet, um irgendwelche Projekte irgendwo auf der Welt zu unterstützen.

AKTIONEN BEWEGEN

Von Nina Sobhani

Und wenn es nur die Tatsache ist, dass SP-Präsident Christian Levrat wegen rund 40 Aktivistinnen seine Abstimmung im Parlament verpasste: Die Besetzung des SP-Sekretariats durch Bleiberecht Schweiz (BR) am 13. März 2012 zeigt, dass selbstbestimmtes und eigenverantwortliches Handeln oft besser und schneller ans Ziel führt als blosses *Ver*-Handeln.

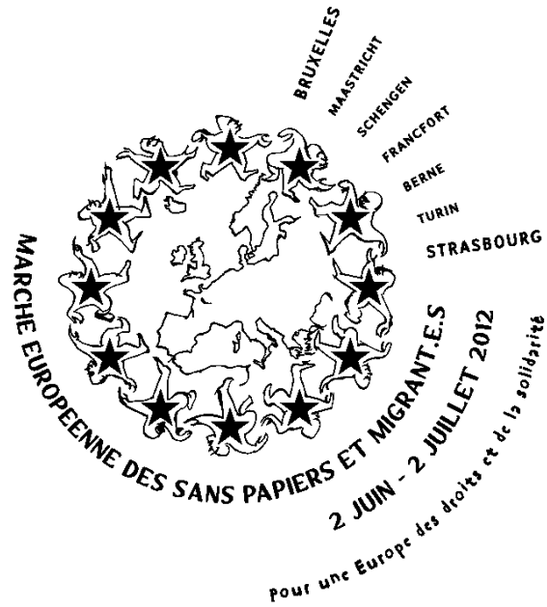
Nach dem netten Geplauder beim morgendlichen Kaffee mit Simonetta Sommaruga, wie das Treffen mit der Bundesrätin von Aktivisten der BR-Kollektive geschildert wurde, war klar, dass auf diesem Weg nicht viel zu erreichen war. Die Liste mit den 173 Namen von Sans-Papiers, für welche eine kollektive Regularisierung gefordert wird, wollte Sommaruga nicht prüfen. Sie verwies auf die Härtefallregelung. Da es den Migrantinnen aber gerade nicht um eine weitere Einzelfallbehandlung, sondern eben um die umfassende – kollektive – Annerkennung und Regularisierung von Flüchtlingen ging, und sie sich nicht mit Sommarugas Mitleid begnügen wollten, besetzten sie das Zentralsekretariat der SP in der Berner Altstadt, um Druck auf die Partei und ihre Politiker auszuüben.

Die anwesenden Sekretäre waren äusserst aufgebracht über diese dreiste Störung ihres geregelten Arbeitsablaufs. An der Wand hing stolz ein Plakat aus Zeiten, in denen die SP noch mit gutem Gewissen «sozialistisch» oder mindestens «sozial» genannt werden konnte. Heute hat sie Mühe, sich für so Grundlegendes wie die Erhaltung der menschlichen Würde im Umgang mit von staatlicher Seite unerwünschten Migranten einzusetzen. Dazu bräuchte sie Mehrheiten und die gäbe es zurzeit nicht, liess Levrat im Gespräch am zweiten Tag der Besetzung verlauten. Dass es in der Migrationspolitik nicht um Stimmenfang gehen darf, da sie die Existenz mehrerer hunderttausend Menschen betrifft, hat die Parteileitung offensichtlich verdrängt. Aus den Büros liessen sich die Besetzerinnen aber nicht so schnell verdrängen, zumal man sich den Sekt im Kühlschrank der Cüpli-Sozialisten nicht entgehen lassen wollte.Cédric Wermuth und Carlo Sommaruga (beide Nationalräte) wurden ins Sekretariat abkommandiert, um die Aktivisten mit billigen Versprechen wie einer Einladung an eine Migrationstagung (an welche im Vorfeld notabene sechs weitere Gruppierungen, nicht aber BR eingeladen worden waren) abzuwimmeln. Wermuth, in Anzug und weissem Hemd, schien die Besetzerinnen – wohl unfreiwillig – daran zu erinnern, warum der eigene Kampf nicht mit den Mitteln von Politikern geführt werden soll. Denn: Sie führen direkt in die Heuchelei. Welch ein Spass war es dann auch, mit Balthasar Glättli und Konsorten, die von der Besetzung magisch angezogen sich ebenfalls im SP-Sekretariat einfanden, abends nach getaner Arbeit mit einem Bierchen anzustossen! Auf dem harten Boden schlafen wollte dann natürlich keiner der Konsorten. Schliesslich soll man ja gehen, wenn's am schönsten ist.

Levrat sprach viel, hörte zu, zeigte Verständnis und Bereitschaft, die Situation der Flüchtlinge in der Schweiz zu verbessern. Dennoch liess einem der Verdacht nicht los, hier wieder einmal nur leere Worthülsen serviert zu kriegen. Doch die Aktivisten beharrten auf einigen Punkten: Levrat wird das Gespräch mit Sommaruga betreffend ihre Migrations- und Asylpolitik im Allgemeinen und die Liste für die kollektive Regularisierung im Speziellen suchen; die BR-Kollektive (bzw. Delegationen) sind sonst nur zu parteiintern geführten Diskussionen über ein Papier zur Migrationspolitik zugelassen; die SP übernimmt die Transportkosten für die Aktion und veröffentlichte ein Communiqué, in welchem das schweizerische Ausländerrecht als heuchlerisch bezeichnet wird. Gerade der letzte Punkt ist als Erfolg zu werten. Denn tatsächlich braucht die SP Mehrheiten, um Gesetze zu ändern, nicht aber um ihrer Verpflichtung als sogenannte linke Partei nachzukommen und den Diskurs über Ausländerinnen in eine menschlichere Richtung zu lenken sowie sich gegen die herrschende Angstmacherei der regierenden xenophoben Parteien zu stellen.

Die Besetzung hielt aber nicht nur Levrat von seinen Geschäften ab. Sie liess die Besetzer spüren, dass ihre Kraft aus den Aktionen erwächst, die sich ausserhalb des unterdrückenden Rechtssystems und den dominierenden Diskursen ansiedeln. Und nur mithilfe dieser Aktionen lässt sich der Wirkungsbereich emanzipatorischer Bewegungen erst vergrössern.

MARCHE EUROPÉENNE DER SANS-PAPIERS UND DER MIGRANT_INNEN



2. JUNI - 2. JULI 2012
21. - 25. JUNI IN DER SCHWEIZ

Die Schweizer Bleiberechtkollektive rufen auf zum gemeinsamen Marsch für eine europaweite Regularisierung aller Sans-Papiers

Die Internationale Koalition der Sans-Papiers und der Migrant_innen (IKSM) ruft alle Sans-Papiers, Migrant_innen, Kollektive, Vereine, Gewerkschaften, Lohnabhängigen, Rentner_innen, Empörten, Student_innen, sozialen Bewegungen, politischen Parteien und Bürger_innen auf, am Europäischen Marsch der Sans-Papiers und der Migrant_innen teilzunehmen. Dieser findet statt vom 2. Juni bis zum 2. Juli 2012.

Der Marsch soll Sans-Papiers und Migrant_innen der EU und des Schengenraums zusammenbringen und vor das Europäische Parlament in Strassburg führen. Wir fordern die globale Regularisierung aller Sans-Papiers, Bewegungs- und Niederlassungsfreiheit für alle, Bürgerschaftsrechte am Aufenthaltsort, Schutz und Respekt für Asylsuchende, für Sinti und Romas etc.

Wir bewegen uns alle nach Strassburg, der Hauptstadt vieler europäischer Institutionen, um die Abgeordneten des Europäischen Parlaments und/oder der Parlamentarischen Versammlung des Europarates zu ermahnen, die Europäische Konvention der Menschenrechte im Migrations- und Asylbereich umzusetzen.

Die wirtschaftliche und soziale Krise erfasst in erster Linie die prekärsten Teile der Bevölkerung, zu der die Sans-Papiers und die Migrant_innen zählen. Überall in Europa antworten die Regierungen mit Sparprogrammen, migrationspolitischem Utilitarismus, und es kommt zu rassistisch-xenophoben Auswüchsen.

Das Überleben mit knappsten Mitteln, das kennen die Sans-Papiers und Migrant_innen bestens! Seit Generationen wird das Wirtschaftswachstum auf ihrem Rücken vorangetrieben. Besonders in Sektoren, die nicht standortverlagert werden können (wie dem Bau- und dem Dienstleistungssektor oder dem Gastgewerbe), werden Sans-Papiers als billige Arbeitskräfte angestellt. Sie bleiben dabei in prekärer Arbeit gefangen, können jederzeit entlassen werden und sind der Willkür ihrer Chefs ausgeliefert.

Der Marsch revoltiert gegen die Ungerechtigkeit, die Diskriminierung und die Ungleichheiten, von denen die ausländische Bevölkerung und prekäre Schichten von Europäer_innen zunehmend brutal betroffen sind. Der Marsch versteht sich als Zeichen der Solidarität mit der gesamten Bevölkerung, die eine Gesellschaft zurückweist, die jenen, die schon viel haben, immer noch mehr und jenen, denen es mangelt, immer weniger zuspricht. Schliesslich ist der Marsch ein Grenzen sprengendes, ein internationalistisches Projekt. Wir wollen aufzeigen, dass das Europa des Schengener Abkommens weit weg ist von einer emanzipatorischen Mission für seine Bevölkerung – der Marsch führt deshalb über Schengen in Luxembourg nach Strassburg.

ALLE GEMEINSAM NACH STRASSBURG! Weitere Infos und Gelegenheiten um mitzuhelfen, um sich gemeinsam zu organisieren, sich zu empören, um Widerstand zu leisten … in den lokalen Bleiberechtkollektiven und den lokalen Sitzungen!

E-mail: info@bleiberecht.ch

Internationale Koalition der Sans-Papiers
und der Migrant_innen (IKSM)
Kontakte für weitere Informationen,
Anmeldungen und Unterstützung:
Anzoumana Sissoko: +33 626 77 04 02
Aboubakar Soumahoro: +39 347 92 50 741
Lionel Roche +41 79 50 69 574
E-mail: marche.europeenne.sanspapiers@gmail.com
Blog: http://marche-europeenne-des-sans-papiers.blogspot.com

ALL TOGETHER TO STRASBOURG!
TOU.TE.S ENSEMBLE A STRASSBOURG!
ALLE GEMEINSAM NACH STRASSBURG!
Όλοι μαζί για το Στρασβούργο!
TODOS JUNTOS ATÉ ESTRASBURGO!
ВСЕ ВМЕСТЕ В СТРАСБУРГ!
HADI HEP BIRLIKTE STRASBURG'A DOGRU!

Kurszeiten:

Deutsch Einstieg
Mo, Mi, Fr 10.30–13.30

Deutsch alle Niveaus
Mo, Mi, Fr 14–17

Deutsch für Fortgeschrittene
Di 11.15–13.15

Deutsch für Anfänger_innen
Do 10–12

Türkisch (verschiedene Niveaus)
Mo 19–21 Uhr

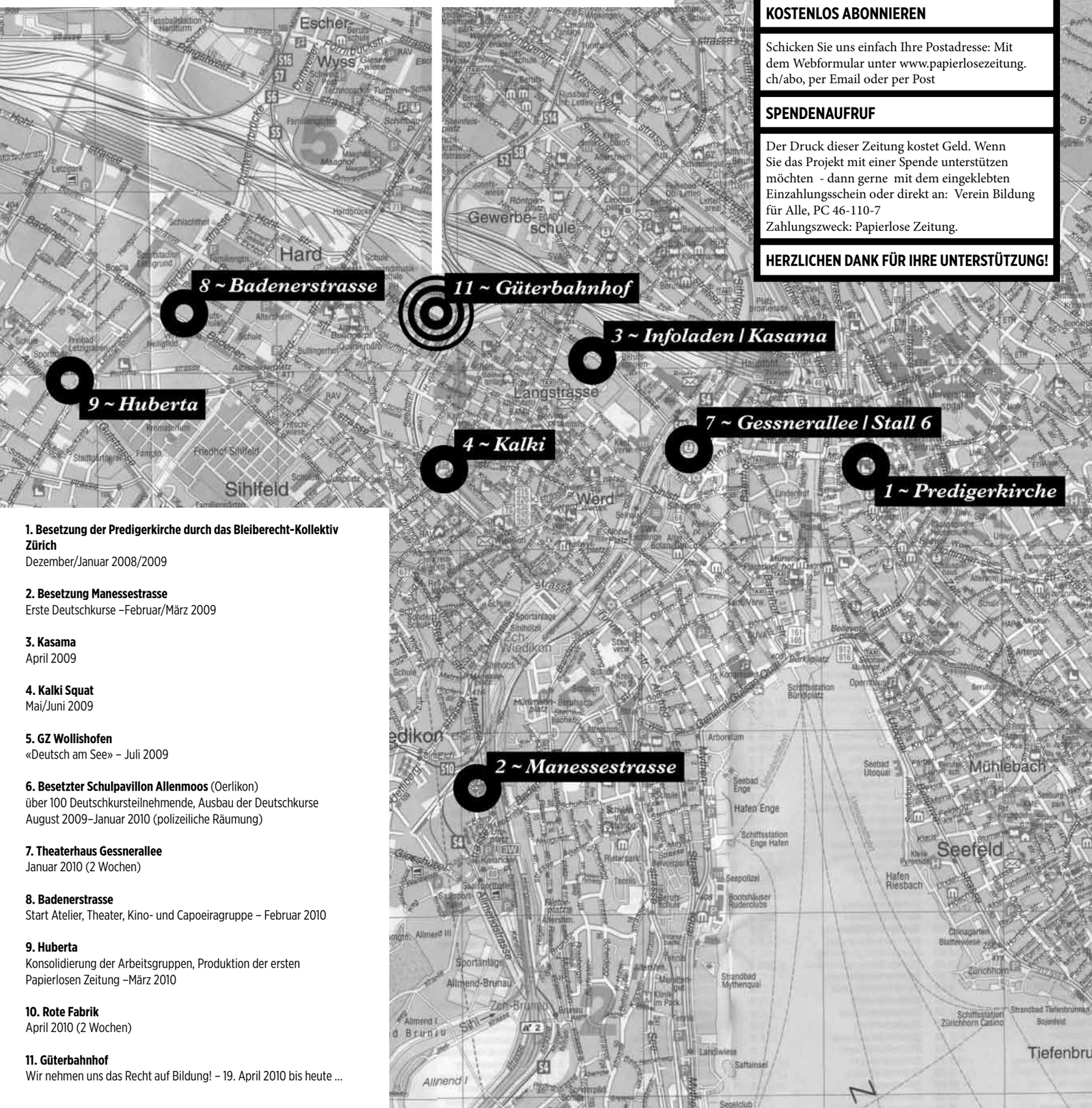
Spanisch für Anfänger_innen
Di 17–19 Uhr

Arabisch für Anfänger_innen
Mi 19-21 Uhr

Englisch
So 14-17 Uhr

Computerkurs (3D-Animation)
Do 14-17 Uhr

Mathematik
So 14–17 Uhr



1. Besetzung der Predigerkirche durch das Bleiberecht-Kollektiv Zürich
Dezember/Januar 2008/2009

2. Besetzung Manessestrasse
Erste Deutschkurse –Februar/März 2009

3. Kasama
April 2009

4. Kalki Squat
Mai/Juni 2009

5. GZ Wollishofen
«Deutsch am See» – Juli 2009

6. Besetzter Schulpavillon Allenmoos (Oerlikon)
über 100 Deutschkursteilnehmende, Ausbau der Deutschkurse
August 2009–Januar 2010 (polizeiliche Räumung)

7. Theaterhaus Gessnerallee
Januar 2010 (2 Wochen)

8. Badenerstrasse
Start Atelier, Theater, Kino- und Capoeiragruppe – Februar 2010

9. Huberta
Konsolidierung der Arbeitsgruppen, Produktion der ersten Papierlosen Zeitung –März 2010

10. Rote Fabrik
April 2010 (2 Wochen)

11. Güterbahnhof
Wir nehmen uns das Recht auf Bildung! – 19. April 2010 bis heute ...

IMPRESSUM

Papierlose Zeitung , c/o Verein Bildung für Alle
Postfach 1132, 8026 Zürich
Alternative Bank ABS - 4601 Olten
Postkonto: 46-110-7, Konto-Nr. 306.112.100-00
IBAN: CH8308390030611210000
info@papierlosezeitung.ch

KOSTENLOS ABONNIEREN

Schicken Sie uns einfach Ihre Postadresse: Mit dem Webformular unter www.papierlosezeitung.ch/abo, per Email oder per Post

SPENDENAUFRUF

Der Druck dieser Zeitung kostet Geld. Wenn Sie das Projekt mit einer Spende unterstützen möchten - dann gerne mit dem eingeklebten Einzahlungsschein oder direkt an: Verein Bildung für Alle, PC 46-110-7
Zahlungszweck: Papierlose Zeitung.

HERZLICHEN DANK FÜR IHRE UNTERSTÜTZUNG!